

Aus

Fritz Reuters Leben
Teil II

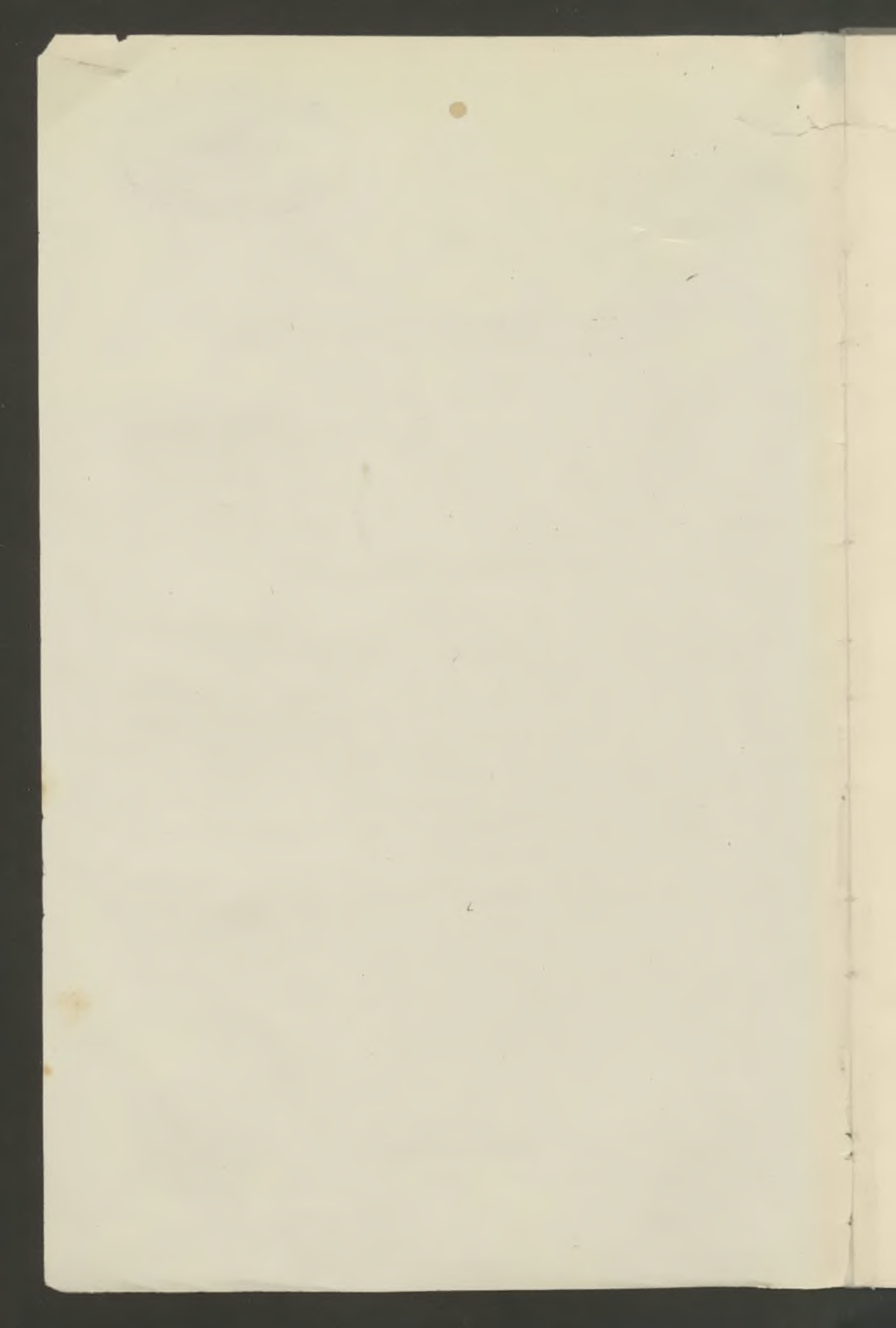
von

Dr. Ernst Brandes,
Oberlehrer.

Wissenschaftliche Beilage zu den Schulnachrichten
Ostern 1901.

(Fortsetzung und Schluss der Beilage zu Ostern 1899.)

Strasburg Wpr.
Buchdruckerei von A. Fuhrich.
1901.



VII.

Graudenz.

Am 10. März 1838 früh um 5 Uhr verließ Fritz Reuter nach einjährigem Aufenthalt Magdeburg zusammen mit seinem Freund Schultze (dem Kapteihn), und zwar fuhren beide unter Begleitung zweier Gendarmen mit Extrapost nach Berlin, wo sie am 11. um 1 Uhr morgens eintrafen und auf der Hausvogtei abgeliefert wurden. Die zwei Tage, die Reuter dort verbringen mußte, sind ihm zeitlebens in unerfreulichster Erinnerung geblieben, nicht bloß wegen der spöttisch nichtswürdigen Liebenswürdigkeit des Jnspektors, auch nicht deshalb, weil sie sich in der sehr wenig durchgewärmten Zelle wieder mit einem Strohsack behelfen mußten und täglich nur 5 Sgr. zu verzehren hatten — nein, ganz besonders wegen der empörenden Härte des Kriminaldirektors Dambach. Denn dieser duldete nicht, daß Fritz Reuter einen kleinen Zettel an den Schulvorsteher Marggraff schrieb, um seinen damals wieder in Berlin weilenden Vater von seiner Ankunft zu benachrichtigen, ja, er gab nicht einmal Antwort auf die dringenden Bitten und Vorstellungen des Gefangenen, daß er nun schon seit fast 5 Jahren seinen alten Vater nicht mehr gesehen habe: dafür soll sich Dambach im Jenseits verantworten, dorför sallst du mi Red' stahn!

Von der quälenden, aber wohl kaum begründeten Angst, die andere Hälfte seiner Strafzeit in diesem „Gomorrha“ zubringen zu müssen, wurde Reuter schon am Morgen des 13. März befreit, denn bereits um 6 Uhr reisten die beiden freundlichen Gendarmen Rehse und Prütz (in der heiteren Episode aus trauriger Zeit heißt er Winkler) mit ihm und seinem leicht erkrankten Kameraden weiter nach Graudenz. Das 13. Kapitel der Festungstid hat diese 3 Tage und 2 Nächte dauernde, höchst angreifende Fahrt von der humoristischen Seite aufgefaßt und beleuchtet; in Wirklichkeit verhielt es sich etwas anders, namentlich waren die Nächte traurig und schlaflos. Jnfolge davon

trafen sie schon in Bromberg gänzlich erschöpft ein.*) Am Morgen des 15. kamen sie dann endlich an die Weichsel und bewerkstelligten hier ihren keineswegs gefahrlosen Übergang, den der erste Brief an L. Königk fast ebenso hübsch beschreibt, wie die Festungstid: „Der Kapitän, eingehüllt in seinen nebelgrauen Mantel, erscheint in der Ferne vorausgehend wie Fingal in seiner Wolkenwohnung (das unter ihm glänzende Eis erhöht die Jllusion); höchst edelmütig hat er einen Teil seiner Nebelumhüllung seinen Kanarienvögeln cediert; der eine Gendarm tritt genau in seine Fußtapfen und erzählt Wunderdinge von dem Übergang über die Beresina; der andere leitet die Ausschiffung des Gepäcks. Euer Freund folgt mit einer Tabakspfeife und singt: „‚O sagt, was wird mein Los einst sein!‘“

Der Empfang in Graudenz belohnte die beiden Todmüden dann für alle Mühsal: sie waren „von der Hölle in den Himmel gekommen“. Freie Luft, schönes Wasser (sogar besser als das Silberberger) machten ihnen die neue Festung angenehm; vor allen Dingen ließ ihnen des Obersten (später Generalmajors) v. Toll leutseliges und freundliches Wesen, seine große Güte und anerkannte Milde die Hoffnung auf glücklichere Tage als die frühere erwachsen (Briefe an den Vater II, 74). Das war allerdings nicht immer so gewesen, denn als der erste Demagoge, der „Philosoph“ Schramm, am 1. Oktober 1834 in Graudenz eingeliefert wurde, erließ der Kommandant am folgenden Tage einen Parolebefehl, dessen Strenge noch weit über die vielberufenen Hackeschen Paragraphen in Magdeburg hinausgeht (Raatz, S. 114—5). Erst nach und nach kam

---

*) Die Reise ging über Müncheberg, Küstrin, Landsberg, Friedeberg, Woldenberg, Ruschendorf und Schneidemühl, wie wir aus dem ersten der beiden an L. Königk gerichteten Briefe wissen (Nachgelassene Schriften, Teil II). Diese sind überhaupt wegen ihrer ganz zwangslosen, frischen und ausführlichen Nachrichten von grossem Wert, und es ist sehr zu bedauern, dass alle anderen Briefe Reuters an seine Festungsgenossen und Freunde aus jener Zeit, bis auf sehr wenige und unbedeutende Ausnahmen verloren zu sein scheinen. Denn trotz seiner grossen Trägheit im Briefeschreiben, die er einmal in Magdeburg betont (Brief an Classen: II, 42—3 bei Engel) kann diese Korrespondenz Reuters doch nicht unerheblich gewesen sein. Sie würde mit ihren freiern Mitteilungen und ihrem häufiger hervortretenden Humor die mehr zurückhaltenden Briefe an den Vater trefflich ergänzen und auch den künftigen Dichter besser zeigen.

der alte Herr zu der Erkenntnis, daß die Festungsgefangenen keine berufsmäßigen Königsmörder seien, und als er dann — freilich erst 3 Jahre später — in dem Vater Schramms einen alten Feldzugskameraden wiedererkannte, der ihn bei Waterloo verbunden und darauf nach Brüssel geschafft hatte, schwand auch der letzte Rest von Zurückhaltung und Mißtrauen aus seinem braven Herzen. Er scheint freilich als eine durchaus gutmütige, aber auch schwache Persönlichkeit etwas unter dem Einfluß des Kommandanturschreibers (Schamberg) und noch mehr unter dem des von Reuter nicht erwähnten Leutnants Löffler gestanden zu haben, der infolge bedeutender Unterschlagungen zu 22 Jahren Festung verurteilt worden war, sich aber in Graudenz sehr bald dem Obersten v. Toll nützlich und unentbehrlich zu machen wußte. Er richtete auf der Festung eine Lesebibliothek und einen Zeitschriftenzirkel ein und besorgte den Gefangenen durch seine Kommissionsbuchhandlung sogar verbotene Schriften! Das geschah alles unter den Augen und mit Vorwissen des Generals, verschaffte aber Reuter und seinen Genossen jedenfalls viele Anregungen und Annehmlichkeiten. Auch Bartels mit seinen Zuträgereien hat, wie wir aus der Festungstid wissen, bei dem alten Toll längere Zeit eine gewisse Rolle gespielt, bis er schließlich infolge seiner hinterlistigen Aushorchereien in Ungnade fiel und durch den Mann des unbedingten laisser aller: Lewandowski ersetzt wurde.*)

Alle diese kleinen Schwächen des Kommandanten konnten indessen Reuters Werthschätzung nicht beeinträchtigen, weil auch in unangenehmen Fällen seine wirkliche Herzensgüte immer wieder zum Durchbruch kam und das Leben der Gefangenen in der That nur wenig zu wünschen übrig ließ. So hat der Dichter denn dem wackern Manne, der schon colonel unter Napoleon gewesen war, der in Spanien und Rußland seine Schuldigkeit gethan, ja der unter dem Zwang der Verhältnisse selbst gegen Deutschland gefochten hatte (Kap. 19, Schluß) in seiner Festungstid ein schönes Denkmal gesetzt.**)

*) Auch die Briefe an den Vater klagen über Bartels, allerdings ohne Namensnennung (II, 101): Wir sind jetzt im Dezember viel vergnügter als im Sommer, wo uns ein Mensch quälte, der zu unserm Aufseher eingesetzt war und uns wohl auch bei unsern Vorgesetzten verleumdete.

**) Dasselbe ist schon mehrere Jahre vorher in der Franzosentid geschehen, wo der französische Oberst v. Toll bekanntlich eine nicht ganz

Wie wohl sich Reuter in Graudenz fühlte, verrät der frische Ton fast aller seiner Briefe. Bis in den Winter hinein war er gesund und munter, im Gegensatz zu seinem armen Stubenburschen Schultze, der sich durch die feuchte Zugluft in den Kasematten eine Lungenentzündung zugezogen hatte und auch nach einem viermaligen Aderlaß noch immer nicht ganz geheilt war. Eine Änderung in Reuters Befinden scheint erst einzutreten, als er sich von dem Wasser, das er den ganzen Sommer über „als innerliches Heilmittel gebraucht" hatte wieder nach und nach dem Bier und trotz seiner Versicherungen auch den Spirituosen zuwandte (Briefe an den Vater II, 101).

Über Mangel an Bewegung im Freien konnten sich die Gefangenen jedenfalls nicht beklagen; hatten sie doch von morgens 8—10½ Uhr und nachmittags von 2—5½ Uhr Freistunde (II, 74) und durften sich dann auf einem großen, mit Bäumen eingefaßten Wege aufhalten. Die Citadelle war außerdem sehr geräumig, mit Privathäusern bebaut und durch Spaziergänge so angenehm gemacht, daß man in einem Badeorte zu sein glaubte. (s. den ersten Brief an Königk). Auch das Essen zeichnete sich vor dem in Magdeburg an Reichhaltigkeit und Schmackhaftigkeit aus, war allerdings ein wenig teurer, wie denn überhaupt der Aufenthalt in Graudenz dem frühern an Billigkeit erheblich nachstand: in Magdeburg hatten sie die Aufwartung umsonst gehabt, in Graudenz machte sie 20 Sgr. für den Monat; in M. kostete das Essen 2 Th. 15 Sgr., in Gr. 3 Th.; in M. ein Bett 20 Sgr., in Gr. 1 Th. 10 Sgr. Außerdem genügte die freie Heizung, die sie auf beiden Festungen erhielten, in den großen Kasematten von Graudenz so wenig, daß Reuter und sein Kamerad Ende April — also nach einem Monat — schon

---

unwesentliche Rolle spielt. Auch er ist Westfale und hat, weil der Kurfürst von Köln mit Napoleon verbündet war, 1808 nach Spanien gehen müssen; man sieht, der so viel jünger gemachte Oberst soll den spätern Kommandanten von Graudenz vorstellen. Nur die geschliffene und grammatisch richtige Sprache des gebildeten Obersten der Franzosentid stimmt nicht mit der Derbheit und den Wrangelismen des wirklichen überein. Reuter hat also seinen lieben alten Toll nicht bloss verjüngt, sondern auch idealisiert, aber schwerlich zum Vorteil der ganzen Gestalt, die uns aus der Festungstid viel ursprünglicher und lebenswahrer entgegentritt.

1 Thlr. 15 Sgr. für Holz verausgabt hatten. So kehren denn die Bitten um Geld in den Briefen öfters wieder.

Noch mehr aber ist in ihnen, wie ja auch sonst, von Reuters Hoffnungen auf Begnadigung die Rede. Der Vater war nämlich nicht bloß damals im März, sondern auch im folgenden Monat wieder in Berlin gewesen, um sich, von dem mitleidigen Justizminister von Kamptz unterstützt, aufs neue für seinen Sohn zu verwenden. Auch Fritz glaubte jetzt bestimmt freizukommen, denn „fünf Jahre ist eine so schöne runde Zahl, dass es schade wäre, durch neue Anbauten von Jahren oder durch Erkerfenster von Monaten das schöne abgeschlossene Ganze zu verunstalten, das die Römer schon durch den Namen Lustrum als ein Ganzes und für sich Abgeschlossenes anerkannten" (II, 91). Neue Gründe vermochte er freilich nicht anzuführen. Er konnte nur immer wieder darauf hinweisen, daß er anders behandelt worden sei wie seine Verbindungsgenossen. Waren doch die Schleswig-Holsteiner Kleekamp und Wieck bald nach ihrer Festnahme an Dänemark ausgeliefert worden, wahrscheinlich weil dieser Staat gegen Preußen „dat Mul wid upreten hadd"; waren doch die Mecklenburger längst schon — nach höchstens zweijähriger Haft — entlassen und Reuters besonderer Freund Nauwerk zur großen Entrüstung der Frankfurter Bundescentralkommission sogar mit acht Wochen davongekommen! Sein im Juli eingereichtes Gesuch wurde ihm aber, trotzdem er wieder wie in Silberberg an Nervenschwäche des linken Auges litt, rundweg abgeschlagen mit der hoffnungslosen Wendung, daß eine weitere Ermäßigung der bereits auf 8 Jahre herabgesetzten Strafe nicht stattfinde. Ebensowenig fruchtete eine persönliche Verwendung des mecklenburgischen Gesandten, die ein ausdrücklicher Befehl des Großherzogs veranlaßt hatte. So blieb denn dieser nur noch selber übrig als letzter Hoffnungsanker. Der andere Trost Reuters, daß er immer noch besser daran sei als seine Graudenzer Leidensgenossen, die nur zu 10 Jahren begnadigt worden waren (II, 80 und 103), hatte doch nur einen kümmerlichen Wert!

Jnzwischen suchte sich der Gefangene die Zeit zu vertreiben, so gut es ging. Zunächst fesselte ihn noch die Landwirthschaft: er verfolgte des Vaters Kardenbau mit großem Jnteresse, suchte sich selber über diesen

theoretisch zu unterrichten und warf sich schließlich auf Thaers Buch von der rationellen Landwirthschaft mit vielem Eifer. Allein es fällt doch auf, daß er sich zwischendurch auch wieder mit Mathematik beschäftigte und auch die früher einmal betriebene Mechanik samt den Bauwissenschaften wieder aufnahm, da „dies Jahrhundert doch das mechanische sei und man ohne Eisenbahn- und Dampfmaschinenkenntnis von jedem für in der Zeit zurückgeblieben gehalten werde“ (II, 88). Sogar der etwas abenteuerliche Gedanke an einen kreistierärztlichen Beruf taucht in den Briefen auf und konnte eine Zeit lang festgehalten werden, da der General dem Gefangenen erlaubte, sich mit einem Tierarzt der Artillerie in Verbindung zu setzen (II, 78). Allein dem ganzen Plan standen doch sehr viele Hinternisse entgegen, deren Wegschaffung, wie Reuter bald gestehen mußte, nicht in seiner Macht lag. So wird denn der große Widerspruch begreiflich, daß er sich Anfang 1838 wieder der Jurisprudenz zuwandte, die er noch vor einem halben Jahre so tödlich zu hassen vorgab. Der Vater hatte nämlich in einem Aprilbrief den schüchternen Versuch gemacht, seinem Sohn das beiseite gelegte Studium aufs neue zu empfehlen. Aber Fritz war ihm zweimal scharf entgegengetreten: seine Konstitution, seine ganze Geistesfähigkeit passe mehr zu praktischer als theoretischer Beschäftigung; er wolle und könne kein Advokat und Prozeßjäger werden, zumal er kaum vor seinem vierunddreißigsten Jahre zur Prüfung komme — kurz, lieber Salz und Brot und freie Luft als Braten und Akten! — Jetzt kehrte er plötzlich ohne Zuthun des Vaters zu der verachteten Jurisprudenz zurück und erklärte sogar mit der schier unbegreiflichen Zuversicht des Sanguinikers, daß er, wenn er noch zwei Jahre in Haft bleiben sollte, mit der gesamten Jurisprudenz fertig werden würde und das Examen (sei es auch sehr geschärft) wohl bestehen könnte (Briefe II, 105). Aber gerade diese viel zu hoch gespannte Hoffnungsfreudigkeit macht uns stutzig, und wir verstehen Reuters überreizten Zustand erst recht, wenn wir im nächsten Briefe lesen, daß wieder (seit gestern!) ein Weckapparat in Wirksamkeit getreten ist, wodurch er sich den Abend, die Zeit der Erholung, abkürze und den Morgen, die Zeit der Arbeit, verlängere!

Viel erfreulicher und auch ergiebiger war seine Beschäftigung mit der Malerei, der Reuter sich bald nach seiner Ankunft in Graudenz wieder zu widmen anfing. Aber trotzdem sich für diese Thätigkeit dort ein ziemliches Feld bot, hatte er im Juli erst 3 Porträts und 2 Federzeichnungen fertig bekommen. Bald jedoch wurde sein Eifer größer, und im Herbst erhielt er sogar einige Bestellungen für Geld, die aber aus verschiedenen Gründen abgelehnt wurden. Jmmerhin glaubte er im Mischen der Farben und in korrekter Zeichnung jetzt so viele Übung erlangt zu haben, daß er mit gutem Gewissen zur Ölmalerei übergehen könnte, wenn die Anschaffungskosten für Farben, Palette, Staffelei, Leinwand und Pinsel, außerdem für ein Handbuch nicht zu erheblich wären (II, 99). Das sollte für den Vater ein „Wink mit dem Zaunpfahl" sein, da der Geburtstag des Sohnes in den nächsten Monat fiel. Und in der That schenkte der Bürgermeister seinem Fritz das Gewünschte, so daß dieser bald mit der Ölmalerei beginnen konnte. Er hat dann eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Köpfen in Öl gemalt, darunter seinen Stubenkameraden Schultze und Anton Witte (den Erzbischof), deren Bilder, nach den Reuterschen Originalgemälden hergestellt, zu den wertvollen Beigaben des Raatzschen Buches zählen. Daneben trieb Reuter die Pastellmalerei weiter und hat neben manchem andern auch den kleinen Kopernikus (Vogler) gezeichnet, dessen Bild sich gleichfalls bei Raatz findet. Er skizzierte sogar mehrere bekannte und interessante Personen aus dem Gedächtnis und traf sie ganz gut. Nur bei seinem Vater und dem Pastor-Oheim in Jabel wollte ihm das zu seinem Leidwesen nicht gelingen, obgleich er sich die größte Mühe gab; denn namentlich bei seinem Vater verwirrte sich seine Erinnerung: er sah ihn bald mit rabenschwarzen Haaren, fröhlichem Gesicht, blanken hohen Stiefeln und munterm Pfeifen bei schlechtem Wetter auf dem Hausflur herumgaloppieren oder draußen im Felde mit seinen Kindern um die Wette laufen; bald mit den härtern Zügen und dem grauen Haar aus der spätern Zeit (II, 112). Auch an größeres wagte sich der jugendliche Maler einmal im Winter; an jenes Transparent, das allen Lesern der Festungstid aus dem 21. und 22. Kapitel wohlbekannt ist.

Derselbe Brief vom 5. Dezember 1838, der diese

kurze Mitteilung enthält, giebt unmittelbar vorher noch eine andere, nicht unwesentliche Nachricht, nämlich die, daß Reuter die Erlaubnis erhalten habe, zwei Knaben bis Weihnachten im Zeichnen zu unterrichten. Zwei Monate später war schon eine förmliche Akademie im Gange, die die Lehrer allerdings etwas an der Erholung in freier Luft behinderte, weil die Stunden nur in der Freizeit gegeben werden konnten. Jndessen glaubte Reuter eine leidlich gute Einrichtung damit getroffen zu haben, daß er Sonntag, Mittwoch und Sonnabend von 1—4 Uhr Mathematik oder Zeichenunterricht, am Montag und Donnerstag von 5—7 Mathematik und Mittwoch und Sonnabend von 5—7 Mathematik und Geographie gab: im ganzen 19 Stunden und in solcher Verteilung, daß Dienstag und Freitag zwar unbesetzt, Mittwoch und Sonnabend aber mit je 6 Stunden bedacht waren! Diese „Akademie der Wissenschaften“ hatte Reuter mit seinen Kameraden Vogler (Kopernikus) und Schultze begründet. Sie fand bei den Bewohnern der Festung bald großen Anklang, aber viele Meldungen mußten schließlich zurückgewiesen werden, da die Schar der Teilnehmer sonst zu groß geworden wäre, besonders in Reuters Zeichenschule. Der Unterricht erstreckte sich hier auf Ölmalerei, Porzellanmalerei (wobei man jedoch mit dem Brennen sehr bald auf den Sand geriet) und auf Pastellmalerei. Der andere „Kunstakademiker“ war Vogler, der mit einem ganzen und zwei halben Tönen einen wohl kaum allzufruchtbaren Gesangsunterricht erteilte (II, 111—112).

Auch in der Festungstid (Kap. 21) gedenkt Reuter seiner Lehrthätigkeit und erwähnt ein paar niedliche Jungen, die er in den Wissenschaften habe unterweisen dürfen, sodaß hiermit und mit seinem Kochen und Malen der Tag ausgefüllt gewesen sei. Diese beiden Knaben sind seine ersten Schüler gewesen und dann auch seine Lieblingsschüler geblieben. Der eine von ihnen, Julius Falck, Sohn eines Kaufmanns auf der Festung und später selber Kaufmann in Warlubien, hat nun auf die Bitten seiner Söhne in höherem Alter und nicht allzulange vor seinem Tode (1893) einige Reutererinnerungen aufgezeichnet, die mehrere Kapitel der Graudenzer Zeit erläutern und ergänzen. Sie sind mir von seinem jüngsten Sohne, Herrn Pastor Falck in Elbing, freundlichst zur Verfügung

gestellt worden und folgen hier mit geringfügigen Änderungen:

„Wohl aus Langerweile bat Reuter den Kommandanten, Herrn Generalmajor v. Toll, um die Erlaubnis, zwei kleinen Knaben Privatunterricht erteilen zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde. Die beiden Knaben waren Gustav Höfig, Sohn des Kgl. Montierungsdepotkontrolleurs, und ich. Wir hatten täglich nachmittags bei Herrn Reuter Rechnen, Schönschreiben und Deutsch, bei Herrn Guittienne Französisch, bei Herrn Witte, der auf der rechten Seite des Niederthores (über der Wachtstube) mit Cornelius (Don Juan) zusammenwohnte, Geschichte u. s. w. Vormittags, wenn wir aus der Schule nach Hause kamen, oder in den Ferien erhielten wir abwechselnd von den genannten Herren in ihren Freistunden, in denen sie sich auf einem Eckplatz im Freien ergingen, Fechtunterricht mit Rappieren.

Was Fritz Reuter in seiner Festungstid erzählt, gründet sich alles auf wirklichen Erlebnissen. So haben G. Höfig und ich persönlich mitgewirkt beim Buttern. Zunächst wurde die Milch, die Reuter geschenkt bekommen hatte, in Guittiennes weiße englische Lederhosen gegossen und diese dann oben mit einer Rollnat zugenäht (die Beinlinge waren natürlich vor dem Eingießen der Milch von Reuter ebenso zugenäht worden). Das Ganze wurde dann von beiden Herrn ordentlich durchgeschüttelt, wobei wir Jungen zur Ablösung halfen. Endlich meinte Reuter: „Na, nu töw mal, wi willen jetzt den Waddick utquetschen un tauseihn, ob de Bodder all fahrig is“. Nun wurden die Hosen auf ein Brett gelegt, das auf zwei Holzschemeln ruhte. Dann setzten Gustav Höfig und ich uns, nachdem vorher auch über die Hosen ein Brett gelegt worden war, auf dieses herauf, um die Buttermilch auszuquetschen, wobei die Milch aus mehreren Löchern in Strahlen herausschoß und auf den Erdboden floß. Denn dies neueste Butterfaß war ja ganz unpraktisch und gab natürlich auch keine Butter. Herr Vogler, dessen Arbeitstisch gerade unter der Stelle stand, wo gebuttert wurde, bekam die auf dem Fußboden sich immer mehr ausbreitende Milch, die sich dann durch die Dielenritzen ihren Weg suchte, nach unten. Als wir eben dabei waren nachzusehen, ob die Butter fertig sei, stürzte er wütend in die Stube, um zu sehen, was da vorgehe. Schon als er zur

Thür hineintrat, schrie er Herrn Reuter an: „Zum Teufel, was macht Jhr denn? Meine ganzen Papiere habt Jhr verdorben. Lauter Milch treibt ja herunter!“ worauf Reuter ihm erzählte, was vorgegangen und daß nicht nur ihre ganze Arbeit umsonst, sondern auch Guittiennes englische Lederhose verdorben sei.

Beim Fischkochen habe ich auch mitgeholfen, wenn auch nur insofern, als ich die Jngredienzien von Hause brachte, nämlich Bier, Salz, Lorbeerblätter, Speisepfefferkuchen u. s. w. Gegessen aber habe ich von diesem Gericht ebensowenig wie der Koch und sein Gehülfe. Nebst Hauptmann R. waren Vogler und Schultze zu diesem Festessen eingeladen.

Eritz Reuter hatte sich leider dem Trunk ergeben. Wenn wir zu den Stunden kamen, lag er häufig in seiner Soldatenbettstelle (sie war aus Fichtenholz, nicht gestrichen und enthielt auf einem Holzboden Strohsack und Matratze). Auf der Erde stand am Kopfende eine Flasche „Kornus“ (Getreidekümmel), aus der er zeitweise immer einen Schluck nahm, während er uns, die wir am Bette saßen, unterrichtete. Die Folgen von solchem Leben blieben auch nicht aus; Reuter bekam bald das Delirium und mußte ins Militärlazareth geschafft werden. Unser alter lieber Festungskommandant, eine Seele von Mensch, ließ ihn in die Offizierstube bringen. Diese hatte keine eisernen Traillen. Eines Tages nun träumte Reuter in seinem kranken Zustande, seine Mutter sei ins Wasser gefallen und sei dem Ertrinken nahe. Da riß er das Fenster auf und sprang eine Treppe hoch hinab, um seine Mutter zu retten. Ein großer langer Brennholzstapel wurde von Reuter als das Wasser angesehen, in dem seine Mutter mit dem Tode kämpfe. Merkwürdigerweise that er sich keinen Schaden, obgleich unter dem Fenster gepflastert war.

Reuter und Witte kamen zuweilen auf den Wink meiner Mutter zu uns; sie aßen nämlich gar zu gerne dicke Erbsen mit Schweinepökelfleisch und Sauerkohl. Eigentlich war es ihnen ja nicht erlaubt, in die Häuser einzutreten, aber Unkel Lewandowski, der Polizeiunteroffizier, der sie während des Spaziergehens überwachen sollte, sah ja nicht alles und konnte auch nicht alles sehen.

Jn meinem Stammbuch habe ich noch Blätter von

Fritz Reuter, Guittienne, Vogler, Schultze und Witte. Ebenso besitze ich ein von Reuter gemaltes Brustbild.

Witte, eine kleine, behäbige Gestalt, mit einer Glatze auf dem Kopf, ganz ähnlich der Tonsur katholischer Geistlicher, gab bei seiner Ankunft zu einer eigentümlichen Verwechselung Anlaß. Man erwartete damals gerade den Erzbischof von Posen-Gnesen, der auch eine Festungsstrafe auf unserer Festung absitzen sollte. Sobald nun das Extrapostsignal von der Weichselbrücke durch die Stadt ertönte (die Demagogen u. s. w. wurden damals stets mit Extrapost auf die Festung befördert), lief das katholische Volk dem Wagen nach, um den Bischof zu sehen und ihm seine Ehrerbietung zu bezeugen. Als dann Witte, der in seiner ganzen äußern Erscheinung einem katholischen Geistlichen sehr ähnlich sah, den Wagen vor dem Kommandanturgebäude verließ, um sich beim Kommandanten zu melden, glaubte das Volk, das sei der Erzbischof. Die Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle, und als Witte mit dem Polizeisergeanten aus der Kommandantur zurückkehrte, fielen alle auf die Kniee, um mit entblößtem Haupte ihm ihre Hochachtung zu bezeugen. Witte sagte später, ihm sei bei diesem Anblick im Kopfe ganz wirr geworden. Seine Schicksalsgenossen aber nannten ihn immer den Herrn Bischof."

Jm Besitz der Familie befindet sich außer dem von Reuter gemalten Bild seines Schülers auch ein Holzstich, der den „alten, liebenswürdigen, herzlich braven Kommandanten v. Toll" darstellt und vor der flüchtig hingeworfenen, stark karrikierten Federskizze Schramms (bei Raatz S. 130—1) jedenfalls den Vorzug verdient.

Was die oben erwähnten Einträge in Falcks Stammbuch anlangt, so hat Reuter auf ein kleines Stück Papier, das nachher erst auf das größere Blatt aufgeklebt zu sein scheint, mit auffallend zierlichen und kleinen Buchstaben den Vers geschrieben:

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig, frei:
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei*).

---

*) Goethe, Sprüche in Reimen, Zahme Xenien IV. Zwei Gedächtnisfehler Reuters sind stillschweigend verbessert worden.

Graudenz, den 12. Februar 1839. Gedenke deines Freundes F.Reuter aus Stavenhagen,Mecklenburg-Schwerin.

Von Anton Wittes Hand stammen die Herderschen Distichen: Willst, o Sterblicher, du das Meer des gefährlichen Lebens u. s. w. Festung Graudenz, den 12. Juli 1840. Das gleiche Datum hat A. Schultzes Eintragung, deren sehr korrekte Schönschrift samt den hier und da angebrachten Schnörkeln ebenso bezeichnend für den Kapteihn ist wie der gut gemeinte, aber etwas steife „Vers“ selber:

Deinem Wunsche gemäß
Trage, mein lieber Julius, ich gerne
Jn dein Stammbuch mich ein!
Möge Gott walten,
Daß nicht dies Blättchen allein,
Sondern dein Herz, bieder und treu,
Wolle erhalten
Die Erinnerung an mich.

Viel kürzer hat sich der Franzos Z. gefaßt, dem die Bitte des Knaben wahrscheinlich unbequem war; er schrieb in mehreren Absätzen und mit Unterstreichung seines Namens und seiner Heimat nur kurz: Zur Erinnerung an J. Guittienne aus Niedaltdorf bei Saarlouis; Festung Graudenz, den 15. August 1840. — Das Stammbuch enthält übrigens auch noch einen sechszeiligen Vers ohne Angabe des Datums von Jda Kucke (dem Jdachechen) und zwei Blätter von Natalie und Julius K., alles Stiefgeschwister von Aurelie Schöneich (nicht Schönborn), der Braut Voglers in der Festungstid.

Reuter ist mit der von ihm geschätzten Familie des Kaufmanns Falck nach seinem Fortgang zunächst noch in einiger Verbindung geblieben, aber alle seine Briefe und sonstigen Andenken sind verloren gegangen, da man ihnen keinen sonderlichen Wert beimessen mochte. Viele Jahre später hat sich dann der ehemalige Schüler wieder seinem mittlerweile berühmt gewordenen Lehrer genähert und einen freundlichen Brief von ihm erhalten, der deutlich auch Reuters Anhänglichkeit zeigt. (Die Schrift ist wie auch sonst fein und klar im Gesamteindruck, fest im Grundstrich, besonders in den kleinen Buchstaben und nicht ohne weibliche Eigentümlichkeiten — in interessantem, aber verständlichem Gegensatze zu der

Schrift seiner Fran, die viel männliches hat und ziemlich kraus ist):

„Mein lieber Herr Falck,

Sie haben Recht, wenn Sie sich darüber beklagen, daß ich Ihren ersten Brief nicht beantwortet habe; aber ich habe mit meiner Entschuldigung auch Recht, wenn ich anführe, daß es mir zuweilen durchaus an Zeit gebricht, nach allen Seiten hin eine überaus umfängliche Korrespondenz zu führen.

Also Sie sitzen jetzt auch nicht mehr auf der Festung, sondern als wohlbehäbiger Handelslehrer in Warlubien, das freut mich. Ich kann mich Ihres alten Vaters und Ihrer milden Mutter noch sehr genau erinnern und sehe Sie mit Gustav Höfig noch deutlich in meine Kasematte treten, um die heilige Regula de Tri bei mir praktisch zu betreiben. Alle Erinnerungen an Graudenz sind mir diesen Sommer durch ein Zusammensein mit dem liebenswürdigen Hofmannschen Ehepaar aus Graudenz wieder aufgefrischt worden, und da ist denn hauptsächlich von den Bewohnern der Festung die Rede gewesen, also auch von Ihnen und Ihrer Familie. Mit einem Besuche dort und der dortigen Gegend wird's wohl in meinem Alter nichts mehr werden, obgleich Ihr Brief so freundlich dazu einladet und ich gerne mein altes Gefängnislokal wiedersähe.

Nehmen Sie meine freundlichsten Grüße für sich und meinen Landsmann Quittenbaum entgegen, und erinnern Sie sich ferner

Jhres

Fritz Reuters."

Eisenach, den 4. März 1870.

Wir müssen jetzt zu der Festungszeit zurückkehren und uns mit des Dichters Genossen in Graudenz noch etwas eingehender beschäftigen.

Als Reuter und Schultze dort eintrafen, fanden sie nur einen Leidensgefährten vor, den Philosophen Schr . . . = Schramm, dem es nach einer strengen Haft in den ersten Jahren jetzt gut ging und der sich schließlich sogar mit der Tochter eines Bäckermeisters (Jda Burggraf) auf der Festung hatte verloben dürfen. Er schriftstellerte viel und hatte damals außer einem Faust, einem Heldengedicht Hermann und einem Roman der

Materialist auch ein geistliches Heldengedicht: Paulus vollendet. Die Einsamkeit und der ausschließliche Verkehr mit geistig ihm untergeordneten Persönlichkeiten mochten seine Dichtereitelkeit über ein gewisses erträgliches Maß haben hinauswachsen lassen. Jedenfalls stieß er damit an und nicht bei Reuter allein, der ihm von seiner Untersuchungshaft her schon nicht mehr gewogen war, und zwar mit Recht. Schramm hatte ihn damals in der That „unnödige Wis' in sine friwilligen Bichten mit herinne fligt“ und ihm auch sonst noch Unannehmlichkeiten bereitet, wie denn überhaupt sein ganzes Auftreten während der Untersuchung einen recht bedenklichen, ja oft häßlichen Eindruck macht. A. Petzold hat das jetzt in den Burschenschaftlichen Blättern (der Philosoph Schramm, Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters: Ut mine Festungstid, XIII und XIV, 1899—1900; als Sonderabdruck in Berlin bei Carl Heymann 1900 erschienen) aktenmäßig dargestellt und zugleich erwiesen, daß Schramm in der Burschenschaft wegen seiner Rednergabe eine Hauptrolle spielte und daß er sich im Untersuchungsarrest dann einerseits als philosophischer Kopf, andrerseits als ein eitler und und schwächlicher Mensch entpuppte, der sich selber stets in ein möglichst günstiges Licht zu setzen bemüht war, seine Genossen aber meist in recht schwarzen Farben malte. Ja noch mehr: er hetzte seine Leidensgenossen zwar in bedenklicher Weise auf, nicht zu gestehen, verfiel jedoch für sein Teil in eine solche Denunzierungswut, daß er sich wiederholt freiwillig dem Kriminaldirektor Dambach melden ließ, um geringfügige Äußerungen nachzutragen oder neue Namen alter Burschenschafter anzugeben. Dadurch hat er sicher wenigstens einen, den Rektor Langenmayr in Waldenburg, auf Jahre hinaus ins Unglück gebracht, wahrscheinlich aber auch noch manchen andern. Trotzalledem hatten sich Reuter und Schultze das Versprechen gegeben, ihn sein verräterisches Benehmen nicht mehr entgelten zu lassen, sondern als Genossen im Unglück zusammenzuhalten, eine Vereinbarung, mit der auch die drei andern alten Kameraden aus Magdeburg Vogler, Cornelius und Witte, einverstanden waren, als sie im April ebenfalls in Graudenz eintrafen. Allein es ging doch nicht lange. Bereits am Ende des Monats schrieb Fritz seinem Vater, von ihrer Sechszahl

harmonierten nur fünf mit einander gut (II, 79), und im Juli war die Einigkeit schon so sehr gestört, daß sie alle mit Schramm gespannt standen, der zuerst mit seiner „ungeheueren Eitelkeit" die Genossen verletzt und sich dann noch mit jedem einzeln entzweit hatte. Diese Angabe im zweiten Brief an Königk entspricht Reuters eingehenderen Darstellung in der Festungstid, die deshalb also nur an geringen dichterischen Übertreibungen im einzelnen leiden kann. Nicht vollständig aufgeklärt dagegen ist ein anderer Vorfall, an dem nach Reuter gleichfalls der Philosoph Schuld gewesen sein soll: die Thatsache nämlich, daß den Festungsgefangenen eines Tages plötzlich ein anderer, weit häßlicherer Spaziergang vom Kommandanten angewiesen wurde, was zu unangenehmen Auftritten führte und jene fünf mit dem braven alten General fast auseinandergebracht hätte. Schramm hat auf das entschiedenste bestritten, die Verlegung des Spazierganges beantragt oder auch nur gewünscht zu haben, so daß sich in diesem Fall Behauptung und Vermutung gegenüberstehen. Auch ist er noch nicht sobald, wie man nach Reuters Angaben erwarten sollte, sondern erst am 25. Februar nach dem Silberberg versetzt worden, und zwar auf den Wunsch seines Vaters, den seines Sohnes Herzfehler sehr beängstigte. Deswegen kann Schramm übrigens auch mit Guittienne nicht mehr zusammengewesen sein, weil dieser erst einen Monat später eintraf, und so muß denn das recht günstige Urteil des Franzosen über den von Reuter Angegriffenen vorwiegend auf dessen späterem Auftreten beruhen. In Schramm steckte nämlich trotz seines renommistisch abstoßenden und eiteln Wesens, das im letzten Grunde auch sein schwächliches Verhalten während der Untersuchungshaft verursacht haben mag, ein tüchtiger Kern. Das offenbarte die Revolutionszeit, wo der achtunddreißigjährige Konrektor aus Langensalza als Abgeordneter in der Nationalversammlung für seine republikanische Gesinnung mit schroffster Ehrlichkeit eintrat. Infolgedessen wurde sein Leben bald ein trauriges Flüchtlings- und Wanderdasein. Er ging nach der Schweiz, von dort nach Amerika und kehrte erst Ende der siebziger Jahre Jahre nach Deutschland zurück, um als freireligiöser Prediger in Nordhausen bis zu seinem Tode (1888) zu

wirken. Seine Photographie bei Raatz zeigt die großen, fast strengen Augen des Fanatikers und die energischen Züge eines Mannes, der für seine Überzeugung gelitten hat. Am schmerzlichsten ist aber für Schramm die halb denunziantenhafte Rolle gewesen, die Fritz Reuter ihm in seiner Festungstid zuwies: er hat gegen diese schriftlich*) und mündlich Widerspruch erhoben, ohne daß es jedoch zu einer Einigung gekommen wäre. Der ganze recht unerquickliche Streit ist von Otto Glagau in die Öffentlichkeit gebracht und neuerdings von Raatz (S. 119 — 122) durch mehrere Einzelheiten ergänzt worden, so daß man ihn jetzt vollständig übersieht. Bei seiner Beurteilung können Reuter Vorwürfe nicht erspart werden; besonders muß man tadeln, daß er Schramms Namen durch die Anfangsbuchstaben andeutete und dadurch für alle in die Demagogenhetze der dreißiger Jahre Verwickelten kenntlich machte — deren gab es in den sechziger Jahren aber noch recht viele. Fritz Reuter hat sich ja in dieser Hinsicht überhaupt viel mehr Rücksichtslosigkeiten erlaubt als irgend ein anderer Dichter, und seine Verstöße sind oft geradezu unbegreiflich; man denke bloß an den Köster Suhr. Bemerkenswert ist es jedenfalls, daß Schramms Figur in dem hochdeutschen Vorläufer der Festungstid (Eine heitere Episode aus trauriger Zeit, Unterhaltungsblatt 1855) ganz fehlt. Bei rein künstlerischer Erwägung empfinden wir das als einen Mangel, und Fritz Reuter hat sich später von demselben Gefühl leiten lassen, wenn er den Gestalten der Graudenzer Zeit den Philosophen zugesellte, damit sich die übrigen von diesem schärfer abhöben. Das dichterische Kunstmittel des Gegensatzes hat ihn dann zu einer weitern Verdunklung der Persönlichkeit geführt, bei der auch der Rest eines unvergessenen Grolls mitgeholfen haben mag. Trotzdem entspricht das meiste, was Reuter in seiner Festungstid von Schramm berichtet, den Thatsachen, und nur einzelnes ist hier und da zu stark subjektiv gefärbt.

---

*) In seinem zweiten Brief drohte er Reuter an, nächstens selber ein Buch über die Festungsgeschichte herausgeben zu wollen, in dem er „Reuters Antecedentien auf Festung schonungslos aufdecken“ werde (s. Reuters Schreiben an den Justizrat Schultze vom 14. December 1866). Es scheint aber dazu nicht gekommen zu sein.

Unter den andern fünf Festungsgefangenen berührt die Erscheinung des Kapteihns*) am wohlthuendsten, jenes geraden und ehrenhaften, aber stets verliebten Jünglings, dessen Einbildungskraft immer jenseits der Festungswälle spazierengeht und dort die Eine fürs Leben sucht (Kap. 11). Auch den Kern dieser Persönlichkeit hat Fritz Reuter richtig erfaßt und ihre Vorzüge und Schwächen geschickt verwertet, wenn er seinen Kameraden z. B. in Magdeburg gegen den Demagogentitel aufsässig werden läßt, oder wenn er die kleinen Abenteuer seines leicht entflammbaren Herzens mit demselben leise karrikierenden und doch gutmütigen Humor schildert. Schon auf der Reise nach Graudenz war der Kapitän durch drei schöne Töchter Rahels, die er in Schneidemühl sah, so in Aufregung versetzt worden, daß er — wie sein Stubengenosse mit einigem Spott nach Magdeburg schrieb (erster Brief an Königk) — noch Tage lang von der erhabenen Schönheit faselte. Auf der Festung selber wurde es dann bekanntlich noch schlimmer, als er sich in die Stieftochter des Proviantmeisters Kucke (nicht Lucke), Aurelie Schöneich, verliebte und schließlich in seinem besten Freunde einen begünstigteren Nebenbuhler erhielt. Trotz der etwas zweifelhaften Handlungsweise des Kopernikus veranlaßt ihn sein hochherziger Sinn doch bald zur Entsagung, und er unterschreibt nach längerem Zögern sogar die von dem General geforderte Erklärung, daß keiner von den Gefangenen sich mehr verloben wolle. Solche Urfehde des Herzens zu schwören, fällt dem Kapitän natürlich ganz besonders

---

*) Mit diesem hat Reuter die erste Zeit in einer obern Kasematte des Niederthores zusammengewohnt, während der einige Wochen später eintreffende Kopernikus (Vogler) die darunter liegende Räumlichkeit wählte; zwischen ihnen wurde dann auch nicht zugeschlossen. Später zog der Kapitän nach unten und der Franzos' zu Reuter. In Falcks Erinnerungen befindet sich nun eine Zeichnung, die diesen Angaben entsprechend Reuter und Guittienne in No. 1 (oben) und Schultze und Vogler in No. 2 (unten) auf der linken Seite wohnen lässt; auf der rechten haben nach derselben Quelle in No. 3 (oben) Witte und Cornelius über der Wachsstube (No. 4) gehaust. Demgegenüber muss es auffallen, dass als Reuters Kasematte nicht No. 1, sondern No. 3 gilt und dass in dieser auch oberhalb der beiden Fenster die Inschrift angebracht worden ist: In dese Kasematten hett Fritz Reuter sine Festungstid afseten. Wenn also die Wachtstube nicht später verlegt worden ist, hat hier ein Irrtum stattgefunden.

schwer, zumal er nach seiner Niederlage bei Aurelia inzwischen schon wieder ein neues zartes Verhältnis mit Auguste v. Martini angeknüpft hat. Diese ganze „Staffage von Flittern und Klunkern“ nahm indes der spätere Justizrat Albert*) Schultze in Meseritz seinem alten Leidensgefährten nicht übel; er sah vielmehr auf den herzlich gut gemeinten Kern der Erzählung und trat mit Fritz Reuter 1863 wieder in Verbindung, was dann zu einer treuen, innigen Freundschaft und neben einem ziemlich regen Briefwechsel auch zu mehrfachen Besuchen in Eisenach führte. Als wahrhafter Ehrenmann und wirklicher Anwalt des Rechts, der in seinem Beruf auch etwas sehr tüchtiges leistete, hat sich Schultze (1877) in kleinen Kreisen eine nicht unbedeutende Stellung und große Hochachtung erworben.

Nicht so erfreuliches kann von zwei andern berichtet werden. Der reizbare kleine Kopernikus (Friedrich Wilhelm Vogler), der seinen idealen Freund bei der Proviantmeistertochter merkwürdiger Weise aussticht, ist schon 1854 nach einer nicht glücklichen Lebensführung in seiner Vaterstadt Könnern als Bürgermeister gestorben, geistig und körperlich gebrochen. Seine Verlobung mit Aurelie hatte er in den vierziger Jahren aus unbekannten Gründen aufgelöst (Raatz, S. 130). Don Juan (Wilhelm Cornelius), dessen allzustarke Sinnlichkeit in der Festungstid namentlich zu der feinen und keuschen Natur des Kapteihns in einen innern Gegensatz tritt (er konnte nach einer Raatz gewordenen Mitteilung keine Dirne im Vorübergehen ohne Musketierhuldigung lassen), lebte später in seiner Vaterstadt Stralsund als zwar fruchtbarer, aber nur mäßiger Schriftsteller so lange und so flott von seinem Vermögen, bis es zum größten Teil verbraucht war. Nun fühlte er sich — in den sechziger Jahren — veranlaßt, nach Amerika auszuwandern, und ist dort verschollen: sein leichter Sinn nahm auch das Leben allzu leicht. In der heitern Episode tritt er übrigens noch weniger als in der Festungstid und unter dem Namen Löwenritter auf.

---

*) Dies sein Vorname, nicht W., wie auf der Nachbildung des Reuterschen Ölgemäldes bei Raatz zu lesen steht. Ein ähnlicher Irrtum ist diesem mit dem Advokaten Rein . . . begegnet, der nicht Karl Reinhardt, sondern Ludwig Reinhard geheissen hat.

Der Erzbischof: Anton Witte, in bürgerlichen Verhältnissen Schriftsetzer und Buchdrucker, wirkt in Fritz Reuters Geschichte als philiströser Gegenspieler Don Juans in vielen Situationen hausbacken und komisch. Noch possierlicher macht ihn seine Figur und seine Drähnbartelei. Er ist aber der praktische Mann und der größte Haushaltungskünstler in der ganzen Gesellschaft, was dann später auch sein Lebensglück in seiner Heimatsstadt Landsberg begründen half. Er kaufte sich dort eine Buchdruckerei, erlag indessen schon 1849 der Zuckerkrankheit. Seine Eigenart scheint der Dichter trotz starker Karrikierung im allgemeinen noch getroffen zu haben. viel weniger dagegen die des Franzosen, Johannes Guittiennes, der in Reuters Darstellung entweder den Eindruck eines geistig Leidenden oder den einer linkischen und ungeschickten Persönlichkeit macht. Das giebt beides nicht das richtige Bild, wenn Guittienne auch wegen zunehmenden Tiefsinns von Magdeburg aus schließlich nach der Berliner Charité-Irrenheilanstalt überführt wurde. Zunächst kam er allerdings nur bis zur Hausvogtei, wo der Kriminaldirektor Dambach den Kranken wegen der geheimnisvollen Flucht Wagners und Reinhards aufs peinlichste verhörte und den angeblichen Simulanten im großen Wachtsaal, d. h. unter den eingelieferten Verbrechern und Arrestanten, nachts mit dem einen Fuß ans Lager ketten ließ. Erst neun Monate später traf er in Graudenz ein, und zwar am 25. März 1839, also nur 2½ Monate vor Reuters Übersiedlung nach Dömitz. Er wurde auf dessen Stube einquartiert (Briefe II, 113) und lebte dann einige Zeit mit ihm in jener gemeinschaftlichen Kochwirtschaft, die wir aus den köstlichen Schilderungen der Festungstid kennen, von der einzelnes aber auch noch Erinnerung aus der Magdeburger Zeit sein mag. In spätern Jahren hat sich Guittienne besonders als Abgeordneter und Mitglied der Nationalversammlung hervorgethan und durch eine zunächst allerdings überfreisinnige Haltung die Festigkeit seiner alten burschenschaftlichen Überzeugungen bewiesen. Die Zeit nach dem französischen Kriege sah ihn dann als wackern Kulturkämpfer und wesentliche Stütze der Regierung. Erst am 10. Mai 1889 starb er, über achtzig Jahre alt, als der letzte der Graudenzer Festungsgenossen.

nachdem er noch zwei Jahre vorher in den Burschenschaftlichen Blättern für seinen Freund Schramm mit fast jugendlicher Lebhaftigkeit und Frische eingetreten war*).

Mit allen diesen Gefährten, namentlich mit den vier zuerst genannten, lebte Fritz Reuter in großer Eintracht und in freundschaftlichem Verhältnis. Dies zeigte auch die Feier seines neunundzwanzigsten Geburtstages, zu dem ihm Vogler des Vaters Lieblingsschriftsteller, Seume, Schultze die Kaiserlieder von Gaudy und Witte eine schöne Mappe zur Aufbewahrung von Zeichnungen schenkte (II, 100; Cornelius war schon entlassen). Die Notlage der Gefangenen kann also doch kaum so groß gewesen sein, wie Bailleu**) auf grund der Akten andeutet: es soll ihnen an Heizungsmaterial, ja sogar an den notwendigsten Kleidungsstücken gefehlt haben, zu deren Beschaffung sich die zuständige Ministerialkommission trotz der empfehlenden Vorschläge des überaus wohlwollenden Kommandanten nicht immer gleich bereit fand. Man darf wohl annehmen, daß die einzelnen eine möglichst weitgehende Unterstützung vom Staate beanspruchten, um ihre nicht allzugroßen Privatmittel für andere Zwecke übrig zu behalten: mochte Preußen, das seine Landeskinder jahrelang auf seinen Festungen einkerkerte, nun auch landesväterlich für den Unterhalt seiner teuern Demagogen sorgen!

Fritz Reuter war jedenfalls durch die Güte seines Vaters immer mit größern Geldmitteln versehen und brauchte den ihm damals mit Recht verhaßten preußischen Staat nicht anzuzapfen. Der Vertrauensmann des Bürgermeisters in Graudenz war übrigens ein Herr Schwerdtfeger, der noch mehrere Jahrzehnte später neben seinem Kaufmannsladen eine nicht bloß auf der Festung bekannte Bierstube hatte. Sein Name kommt in den Briefen öfters

---

*) Ausser den bei Reuter eingeführten Leidensgefährten müssen mindestens noch zwei andere damals mit dem Dichter in Graudenz gesessen haben: Häunisch (Brief an Schultze vom 14. Dezember 1866) und der Assessor Dreckemitt aus Marienwerder, der sich mit einem Bürgermeister „geholzt" hatte (Raatz S. 99; s. auch unten).

**) Fritz Reuters Universitäts- und Festungszeit; Deutsche Rundschau 1885, S. 400.

vor, z. B. bei der oben erwähnten Geburtstagsfeier, an der er mit einer Torte teilnahm. Ebenso oft begegnet uns der freundliche Herr Kämpf aus Magdeburg wieder, der seinen ehemaligen Schützling in liebenswürdigster Weise bald mit einem Fäßchen, bald mit drei großen Würsten und schließlich — zum Jahreswechsel — sogar mit einer ganzen Ladung Gothaer Wurst aus der Ferne überraschte: ein Beweis dafür, wie sehr Fritz Reuter seine Gewogenheit durch hübsche Briefe festzuhalten verstand. Auch der Vater hatte seinem Dank dadurch Ausdruck gegeben, daß er dem Schwager Kämpfs im Frühling 1838 sein Haus anbot (II, 83).

Der häufigeren Erwähnung dieser beiden Männer und besonders Schwerdtfegers gegenüber ist es auffallend, daß wir in den Briefen nirgends auf den Namen des Kaufmanns stoßen, bei dem Fritz Reuter nach seiner Angabe in der Festungstid akkreditiert war; desselben, der ihm im 25. Kapitel zuerst die Nachricht von dem Eintreffen des prophezeiten Geldbriefes und dann am Nachmittag die noch fröhlichere Kunde von seiner Auslieferung nach Mecklenburg brachte. Allerdings war dieser Kopmann Swarz in Wirklichkeit der in Graudenz sehr bekannte Kaufmann Weise*). Auch scheint Reuters Verbindung mit ihm mehr privater Natur gewesen zu sein, wie wir aus einem Briefe schließen dürfen, den der Gefangene kurz vor seiner Abreise an ihn geschrieben hat und der mir in beglaubigter Abschrift vorliegt:

„Sehr verehrter Herr Weise,

So gütig, wie Sie mich während meiner hiesigen Gefangenschaft behandelt haben, ebenso sehr gern würde ich noch vor meiner Abreise von hier zu Ihnen gekommen sein, um mich bei Ihnen persönlich zu empfehlen und mein Konto zu regulieren, wenn nicht meine Abreise so auffallend schleunigst befohlen wäre: heute Abend nämlich habe ich um sieben Uhr die Nachricht erhalten, daß ich morgen früh um sieben Uhr fortreisen müsse.

Für Ihre mir bewiesene Güte sage ich Ihnen zuförderst meinen verbindlichsten Dank.

---

*) Ähnliche Namensverkehrungen sind ja bei Reuter nicht selten: z. B. wird aus dem Hofrat Neumann ein Altmann (Dörchläuchting), aus dem Müller Haase ein Voss u. s. w.

Über meine Schuld habe ich wegen meiner urplötzlichen Abreise mir von Ihnen eine Rechnung nicht erbitten können. Ich ersuche Sie daher freundlichst, mit dem Herrn Assessor Drekschmidt*) mein Konto zu regulieren und demselben eine Rechnung darüber gefälligst einzuhändigen. Die Ihnen darnach zukommende Forderung verspreche ich Ihnen auf mein Wort spätestens am 1. Januar k. J. zu berichtigen. Sollten Sie bis dahin nicht wohl warten können, so bin ich gern bereit, Ihnen meine Schuld bis dahin zu verzinsen.

Indem ich überzeugt bin, daß Sie mit meiner Offerte friedlich (so!) sein werden, grüße ich Sie freundlichst und empfehle mich Ihnen bestens als

Ihr
ergebenster
Friedrich Reuter
aus
Stavenhagen".

Festung Graudenz, den 14. Juni 1839.

Trotzdem also Fritz Reuter reichlich mit Geld versehen wurde, hinterließ er auf der Festung Graudenz doch nicht unbeträchtliche Schulden, die er übrigens schon in dem ersten Dömitzer Brief seinem Vater eingestand und später damit zu rechtfertigen suchte, daß er bedürftige Kameraden habe unterstützen müssen: einem Schwindsüchtigen, der auf die vom Staate gewährten 5 Sgr. täglich angewiesen war, hätten 10 Sgr. für Medizin gefehlt, und ein Gesunder sei aus Mangel an Stiefeln wochenlang gezwungen gewesen, in der dumpfen Kasematte zu liegen. Das mag sich ja in den einzelnen Fällen so verhalten haben, obgleich eine gewisse Übertreibung auch wieder nicht ausgeschlossen ist. Ebenso werden die Gefangenen von den Aufwärtern u. a. häufig übervorteilt worden sein. Trotzdem bleibt die Thatsache bestehen, daß Reuter in Graudenz recht gut gelebt und wie die spätern Dömitzer Briefe mit fast cynischer

---

*) Nach einer Mitteilung Guitttiennes an Raatz (s. o.) schrieb er sich Drecksmitt. Überhaupt ist, wie bei dieser Gelegenheit betont werden mag, auf Reuters Rechtschreibung der Eigennamen immer nur ein sehr geringer Verlass. Ein Beispiel für viele: die mecklenburgische Stadt Waren schreibt er fast immer falsch, entweder Wahren oder Waaren.

Offenheit eingestehen — namentlich für sein Trinken viel Geld verbraucht hat. So schmerzlich es ist, dies auszusprechen zu müssen, vornehmlich für die traurige und beengte Festungszeit: eine größere Freiheit ist Fritz Reuter nie zuträglich gewesen, da seine überkräftige und unbändige Natur kein Maß zu halten wußte.

Dem Dichter ist es freilich nicht zu verdenken, daß er gerade seine Graudenzer Haft am breitesten dargestellt und in die hellste Beleuchtung gerückt hat. Nach den mannigfachen Widerwärtigkeiten der vorangegangenen Jahre mußte sie seine Lieblingszeit bilden. Deshalb ist denn auch in der ersten litterarischen Behandlung seiner Festungsleiden nur der Aufenthalt in Graudenz berücksichtigt worden. Dieser Vorläufer von Ut mine Festungstid: Eine heitere Episode aus trauriger Zeit erschien 1855 in dem von Reuter herausgegebenen Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern hochdeutsch und zwar in 16 Abschnitten, vom Juni bis zum Oktober. Römer hat ihm in seinem Buche (Fritz R. in seinem Leben und Schaffen) ein besonderes Kapitel, das dreizehnte, gewidmet, das aber leider keinen Abdruck der Reuterschen Arbeit, sondern nur eine etwa 20 Seiten lange vergleichende Studie bietet. Man gewinnt deshalb trotz zahlreicher Proben doch keinen zuverlässigen Gesamteindruck und ersieht nur, daß die Skizze des Unterhaltungsblattes wesentlich kürzer ist als die Darstellung in der Festungstid, weil sie fast nur die Liebesgeschichte mit Aurelia giebt; es fehlt also z. B. das Kochkapitel und die Butterei. Dafür sind manche andern hübschen und humorvollen Einzelausführungen vorhanden, die sich in dem hochdeutschen Gewande nicht übel machen wie denn überhaupt — namentlich Glagaus schroffen Urteilen entgegen — immer wieder erklärt werden muß, daß die hochdeutsche Schriftstellerei Reuters zwar etwas schwerfällig, aber doch keineswegs wertlos und platt ist. Die Lorbeern freilich, die er mit der seiner Denk- und Auffassungsweise kongenialen niederdeutschen Sprache errungen hat, würde ihm das Hochdeutsche nimmermehr eingetragen haben, sondern wahrscheinlich nur größere Achtungserfolge.

VIII.

Dömitz.

Daß Fritz Reuter endlich an sein Vaterland ausgeliefert wurde, hatte er der persönlichen Verwendung des Großherzogs Paul Friedrich zu danken, der sich nach dem Scheitern aller andern Versuche in einem Schreiben vom 16. Februar 1839 unmittelbar an seinen Schwiegervater, Friedrich Wilhelm III., wandte. Wieder war es der Justizminister v. Kamptz, der in der Ministerialkommission für den Sohn des Stavenhagener Bürgermeisters eintrat. Er drang schließlich auch in der Hauptsache durch, vermochte aber nichts gegen die harten Anträge, daß der König sich das Begnadigungsrecht vorbehalte und daß von dem Kommandanten zu Dömitz allmonatlich über den Gefangenen Bericht zu erstatten sei; auch dürfe sich der Demagoge bei einer Zuchthausstrafe von zwei Jahren nicht wieder in Preußen blicken lassen. Am 2. Mai verfügte Friedrich Wilhelm die Auslieferung Reuters unter diesen Bedingungen; nur die eine milderte er: es sollte über den nach Mecklenburg Überführten nur alle Halbjahr nach Berlin berichtet werden (s. Bailleu, Deutsche Rundschau 1885, S. 401). Von dieser glücklichen Wendung erhielt der Bürgermeister durch eine persönlich teilnehmende Verfügung des mecklenburgischen Ministers v. Lützow vom 6. Mai Kenntnis (Briefe II, 115). Trotzdem zögerte sich die Abreise Reuters aus Graudenz, wie wir wissen, noch bis zum 15. Juni hin: eine Wartezeit, die für das Temperament des Gefangenen von keiner günstigen Wirkung gewesen sein kann. Zwar hören die Briefe an den Vater mit Ende März auf, sodaß bis zum 24. Juni, also ein rundes Vierteljahr, alle persönlichen Nachrichten fehlen. Aber dieser Umstand ist allein schon verdächtig, und außerdem finden sich in den Dömitzer Briefen verschiedene Hindeutungen, die den letzten Teil der Graudenzer Zeit als recht stürmisch und wild erscheinen lassen, wenn Fritz Reuter z. B. gleich im ersten Schreiben betont, daß er jetzt nichts als Wasser genieße und auf der Reise auch nur ein einziges Glas

Wein (?) — bei der Verwandten eines andern Demagogen — getrunken habe.

Für das wackere Herz des Dichters ist es jedenfalls bezeichnend, mit welcher dankbaren Rührung er in der Festungstid von dem Großherzog Paul Friedrich spricht, der seine Auslieferung veranlaßt hatte: wenn ick nah Swerin kam, denn besäuk ick em up sin Postament vör den Sloß, denn begrüß ick em in sine stille Gruft, un de Würd, de min Hart denn redt, sünd vull Dank dorför, dat hei mal 'ne arme afquälte Minschenseel tau 'ne grote Freud uperweckt hett. Ergreifend ist auch die kleine Schilderung, wie der Gefangene seit Jahren zum ersten Mal wieder einen Eichwald in seiner ganzen Sommerpracht sieht; er hatte seine Zwangsreisen sonst immer im Winter antreten müssen und sich deswegen nie an grünen Bäumen, an Schmetterlingen und duftenden Kleefeldern erfreuen können! In Berlin wurde ihm noch ein Tag Gelegenheit gegeben (nicht drei Tage, wie in der Festungstid steht), auf der freilich weniger verhaßten Stadtvogtei bei streng verschlossenen Thüren Betrachtungen über die Tyrannei seiner Widersacher anzustellen, die ihm auch den Gebrauch von Schreibmaterialien wieder verweigerten (II, 119). Dann aber: adjüs ok Preußen, denn er kam jetzt auf vaterländischen Boden, und seit dem Augenblick, wo er ihn betrat, wurde ihm nach seinem eigenen, sehr begreiflichen Geständnis die Brust leichter als seit manchem Jahr.

So glücklich und wolkenlos sollte sich allerdings seine Dömitzer Zeit nicht gestalten, wie Fritz Reuter nach der liebreichen Aufnahme von seiten seiner Tante und nach dem freundlichen Empfang des Kommandanten v. Bülow und seiner Familie in den ersten Wochen träumte. Die Darstellung des Dichters im letzten Kapitel der Festungstid, die an und für sich schon recht kurz gehalten ist und nur auf weniges eingeht, bedarf deswegen überall der Ergänzung; einer Ergänzung, die auch das Mißliche und Dunkle des Dömitzer Jahres hervorhebt und die poetisch verklärte Beleuchtung des Ganzen in ein wohl nüchternes und trübes, aber doch wahrheitsgetreues Bild auflöst. Dies kann jedoch zunächst nur auf grund der Briefe Fritz Reuters an seinen Vater geschehen, der einzigen ungefärbten Quelle, die wir aus

jener Zeit und über sie haben. Gädertz hat das wieder verabsäumt, wenn er in der zweiten Folge von Fritz Reuters jungen und alten Tagen S. 29—47 eine neue Schilderung des Dömitzer Aufenthaltes lediglich auf zwar sehr interessanten, aber naturgemäß doch nur einseitigen Mitteilungen Anna v. Bülows aufbaut, des letzten überlebenden Sprösslings der alten Kommandantenfamilie. Deswegen kann seine Darstellung auch nicht unbedingt zuverlässig genannt werden: sie ist es nur in der verdienstlichen Anführung mancher neuen Thatsache, zumal wenn man den sonst ganz gut unterrichteten Raatz (S. 137—141) daneben hält, aber keineswegs in ihrer Gesamtauffassung.

Der damals fast 73 Jahre alte Oberstleutnant Christian von Bülow war, wie schon die kurze Schilderung in der Festungstid ausweist, ein Original: er bewillkommnete Reuter und den ihn begleitenden Gensdarmen mit einem tüchtigen Schluck Rotwein aus einem Bierglase, nachdem er seine Lektüre der „verfluchten Wiwergeschichten von Henriette Hanke" jäh abgebrochen hatte, lag aber ewig in Zank und Streit mit seinen Offizieren, die nach Reuters kleinen Skizzen und Anekdötchen allerdings von sonderbarer Art gewesen sein müssen. Oft unterbrachen indessen das eintönige und nicht selten mißtönige Einerlei auf der Festung die Capriccios des alten Herrn ganz angenehm (II, 177), denn er verfiel, ähnlich wie weiland der alte brave Amtshauptmann Weber auf dem Stavenhäger Schloß, immer zur rechten Zeit wieder auf einen neuen wunderlichen Einfall, z. B. wenn er eines Tages einem ganzen Satz von kleinen Dachshunden Ohren und Schwänze abschnitt mit der eigentümlichen Begründung: die Natur muß korrigiert werden*). Der Oberstleutnant hatte aber auch seine großen Eigenheiten, ja noch mehr: Eigenwilligkeiten, mit denen Reuters „sturer Sinn" bald zusammenstoßen sollte. Schon sein Brief vom 10. September an seinen Freund Karl Schmidt in Wismar (s. Gädertz, Reuterreliquien, S. 43 ff) deutet einen beginnenden Stimmungsumschlag an, wenn den allöopathischen Dosen der Königl. Preußischen Regierung die homöopathischen der Großherzogl. Mecklenburgischen Officin gegenübergestellt

---

*) De Reis' nah Konstantinopel, Kap. 6 (XIII, 121).

und imbesondern die unangenehmen Mückenstiche betont werden, die dem Gefangenen die Versuchuug nahelegten, einmal dreinzuschlagen. Schon vierzehn Tage später ist eine Entfremdung mit dem Kommandanten und seiner Familie eingetreten, denn Reuters Freizeit war von 9 Uhr abends*) auf 5 Uhr nachmittags verkürzt worden, weil er einmal zu spät nach Hause gekommen sei und weil es überhaupt dann im Winter dunkel werde. In Wahrheit wollte man — nach der Darstellung des Sohnes seinem Vater gegenüber (II, 138—9) — den Gefangenen zwingen nicht mehr von 5—8 Uhr spazierenzugehen, sondern wie bisher an der abendlichen Theestunde teilzunehmen. Dies kränkte natürlich das in den freieren Verhältnissen mächtig gewachsene Freiheitsgefühl Fritz Reuters außerordentlich, der für seine seltenen Besuche lieber kühle Gesichter und finstere Blicke hinnehmen als sich „zu dem Hofdienst einer stadtbeklatschenden Unterhaltung“ herbeilassen wollte. Trotzdem vollendete er in der nächsten Zeit die letzten Porträts beim Oberstleutnant, — er hat nacheinander die ganze Familie abkonterfeit, und sechs von diesen Bildern sind noch erhalten. Noch größere Anerkennung fand es bei dem alten Herrn, daß Fritz Reuter nicht übel Schach spielte; allein nun mußte er sich ihm jeden Abend wieder widmen und schließlich auch mit der Familie zusammen essen. Das kostete nicht bloß Zeit, sondern auch viel Selbstüberwindung und Klugheit, da der Oberstleutnant nach alter und eigenwilliger Leute Art recht unangenehm werden konnte, wenn er verlor (II, 146). So kam das Weihnachtsfest heran, das Reuter im Kreise der Bülowschen Familie verlebte. Er trug selber zu der allgemeinen Fröhlichkeit dadurch bei, daß er nach heiterem mecklenburger Brauch allen nebst einem Geschenk launige Julklappverse widmete, wie er dies auch in spätern Jahren noch im Petersschen Familienkreise zu Weihnachten stets zu thun pflegte. Die Gedichte vom Jahre 1840, die Gädertz II, S. 36—9

---

*) Gleich nach seiner Ankunft war ihm die Erlaubnis zum Baden gegeben worden und sogar zum Stadtbesuch, wenn der Kommandant das nur nicht wisse. Auch im nächsten Sommer durfte sich Reuter schliesslich wieder von 4—7 Uhr draussen bewegen, durfte baden, spazierengehen und Kegel spielen.

wiedergiebt, zeigen uns Reuter als einen gewandten Gelegenheitsdichter, der hübsch zu necken verstand; auch verraten die Verse an Frieda von Bülow und das Geschenk für sie (ein großes Marzipanherz mit einem großen Chokoladenpfeil darin), daß es diese Kommandantentochter ihm angethan hatte. Daraus sollten aber bald peinliche Verwicklungen entspringen, weil auch ein jüngerer Arzt in Dömitz, ein Doktor Schwarz, sich für das höchst anmutige achtzehnjährige Fräulein interessierte. Es kam schließlich zwischen beiden Nebenbuhlern, nachdem schon einige Reibungen vorangegangen waren, Anfang Januar während des Mittagessens im Ratskeller zu einem erbitterten Streite, der damit endigte, daß Schwarz hinging und seinen Widersacher beim Oberstleutnant verklagte. Dieser ließ nun Reuter zu sich kommen und machte ihm wegen seines Verhaltens heftige Vorwürfe, die der Gefangene aber keineswegs ruhig entgegennahm; er verstieg sich vielmehr schließlich zu der Äußerung, daß er sein Recht anderweit suchen würde, wenn er hier nicht Gehör fände, worauf ihm der empörte alte Herr die Thüre wies. Damit war das freundliche Zusammenleben vorläufig ganz gestört, und Reuter empfand über seine Lage bald eine solche Verbitterung, daß er in brieflichen Äußerungen an seinen Vater die früher so oft beklagten Verhältnisse auf preußischen Festungen denen in Dömitz vorzuziehen begann; denn eine so willkürliche Behandlung, wie er hier erfahre, hätte sich ein preußischer Kommandant nie erlaubt, und schlimmstenfalls würde er dann doch wenigstens in der Unterhaltung mit Freunden Ersatz gefunden haben, die ihm auf der mecklenburgischen Festung durchaus fehlten.

Was den letzten Punkt anlangt, so hatte Fritz Reuter allerdings recht, wenn er seinen genaueren Verkehr bemängelte. Dieser bestand nämlich aus zum teil recht zweifelhaften Persönlichkeiten, die sich denn auch oft abwechselnd schimpften, verklagten und wieder vertrugen (II, 117). Da war zunächst der Quartiermeister Plötz, der wegen einer argen Betrügerei saß, weil er bei einer Löhnung den Leuten statt Geld Beutel mit Sand gegeben hatte. Er verstand sich, wie auch die Festungstid erzählt, auf alle möglichen Taschenspielerkunststücke und trug mit diesem Talent öfter auch zur Unterhaltung der

Kommandantenfamilie bei. Da seine Geschicklichkeit im Kochen ebenfalls nicht gering war, so thaten sich im Februar Reuter und der Hofrat Taddel aus Rostock mit ihm zum gemeinschaftlichen Abendessen zusammen. Taddel, den Gädertz (II, 47) als einen alten, feinen und gelehrten Herrn bezeichnet, war wegen Fälschung von Papieren verurteilt worden, durfte indes den Besuch seiner Frau und seiner hübschen Tochter empfangen. Eine mehr untergeordnete Stellung nahm dagegen der Wirthschaftsinspektor Danzin ein, der einen Mordversuch begangen hatte. Aber auch mit ihm verkehrte Fritz Reuter und suchte sich die Kenntnisse des schon bejahrten Mannes dadurch zu nutze zu machen, daß er ihn morgens auf sein Zimmer kommen ließ (nachmittags und abends war dieser Genosse nicht mehr recht zu brauchen), ihm den Thaer vorlas und erklärte und dann den Bemerkungen des alten Praktikers lauschte, was dieser mit bescheidenem Sinn „by Reutern in dei Schaul gahn“ nannte (II, 132). Später, als sich nach dem Tode des Preußenkönigs die Aussicht auf vollständige Begnadigung zeigte, ließ Reuter sich von ihm in den Pflichten eines Kaffschreibers (Hofinspektors) unterweisen (II, 175), um eine wenn auch nur bescheidene Summe von praktischen Vorkenntnissen in die Freiheit und zu dem ersehnten Berufswechsel mitzubringen. Denn die Hoffnung, daß ihm sein Vater schließlich doch erlauben würde, Landwirt zu werden, begleitete ihn durch das ganze Dömitzer Jahr, obgleich er bei seinem schwankenden Charakter zeitweilig wieder die Jurisprudenz aufnahm, wenn des Bürgermeisters Wunsch und Wille zu stark auf ihn drückte. Es scheint überhaupt fast so, als ob dieser jetzt von seinem Sohne verlangt hätte, das eine zu thun und das andere nicht zu lassen, weil er zwar frei Hand behalten, Fritzens Neigungen aber auch nicht ständig entgegentreten wollte. So schickte er ihm denn außer juristischen auch landwirtschaftliche Bücher und vermittelte in der ersten Zeit sogar Bekanntschaften seines Sohnes mit praktischen Landleuten in der Umgegend von Dömitz; aber bei dessen unregelmäßigem Leben waren alle entgegenkommenden Bemühungen nur von kümmerlichen und jedenfalls nicht von dauernden Erfolgen begleitet. Schließlich erhielt Fritz Reuter noch in dem vormaligen Amtmann Michelsen

aus Neubukow einen anregenden Zimmernachbarn, der eine Bauernzeitung ökonomischen Inhalts herausgab und ihm auch manches Buch lieh.

Weswegen dieser in Dömitz sitzen mußte, ist nicht bekannt; es wird aber schwerlich eine ehrenwertere Veranlassung gewesen sein als bei den übrigen. Jedenfalls befand sich auf der kleinen mecklenburgischen Festung nicht bloß eine sonderbare Versammlung von Kriegshelden, wie des Dichters kurze Schilderung in seinem Buche beweist, sondern noch mehr eine fragwürdige Gesellschaft von Festungsgefangenen (ein Zuchthaus war außerdem noch da).

Reuter mußte aus vielen Gründen mit ihr zusammenhalten und besonders sein Mittagsessen im Kreise dieser neuen Leidensgefährten einnehmen, da seine Tante dies vor seiner Ankunft schon so ausgemacht hatte. Später wanderte er von der übrigens sehr freundlichen Madam Kuhfahl in den Ratskeller zur Frau Harder, wo er auch andern Umgang fand, sich auf die Dauer aber nicht gut zu stellen vermochte. Sein Zank mit dem Doktor Schwarz gab ihm dann den Entschluß ein, sein Zimmer längere Zeit überhaupt nicht mehr zu verlassen. Er hoffte damit seinen Vater zu versöhnen, zumal sich jetzt auch nicht mehr länger verbergen ließ, daß er in Dömitz wieder ziemliche Schulden gemacht hatte. Freilich gewährten ihm die Mecklenburger auch nicht die preußische Staatsgefangenenunterstützung von 5 Th. monatlich, aber er hatte doch im Juli dem Vater gegenüber gemeint, mit 15 Th. im ganzen auskommen zu können, wie in Magdeburg und Graudenz! Der alte Bürgermeister war jetzt sehr aufgebracht und ging in seinem Unwillen sogar so weit, daß er seinen Neffen August die Schulden bezahlen ließ und seinem leichtsinnigen Sohne vorläufig überhaupt kein Geld mehr in die Hand gab. Aber das nützte alles nichts, denn Fritz brach jetzt vollständig zusammen und ergab sich ganz und gar dem Trunk. Seine Briefe an den Vater machen wahrlich selten einmal einen erfreulichen Eindruck, aber so peinlich sind sie doch nirgends zu lesen wie für die zweite Hälfte der Dömitzer Zeit, wo sich Geständnis auf Geständnis häuft. So schreibt er im März: „Du hast wohl keine Leidenschaft zu bekämpfen gehabt oder doch keine so tiefgewurzelte; sonst würdest

du dich (so!)*) gratulieren, daß ich schon so weit bin, keinen Branntwein zu trinken, zumal wenn du mich früher gekannt hättest!"

Allerdings konnten auch damals schon Wochen, ja nach Reuters wiederholter Beteuerung ganze Monate hingehen, ohne daß er überhaupt an Getränke dachte; aber dann mit einem Male verfiel er wieder auf die unseligsten Dinge. Er war es eben seit fast sieben Jahren gewohnt, in jeder schmerzlich erregten Seelenstimmung zu einem Betäubungsmittel zu greifen (II, 183), und an solchen Stimmungen fehlt es auch in Dömitz wahrlich nicht.

Der alte Bürgermeister war nämlich einmal zu besuch herübergekommen, hatte sich über den augenblicklichen Fleiß seines Sohnes gefreut und ihn schließlich zur Unterzeichnung eines Schriftstückes zu überreden gewußt, in dem Fritz zu gunsten seiner Halbgeschwister auf den größten Teil (zwei Drittel) seines Erbes verzichtete. Erst nach der Abreise seines Vaters begriff er, daß er damit auch seine Zukunft als Landmann mindestens sehr in frage gestellt hatte, und suchte nun das quälende Bewußtsein seiner traurigen Lage niederzutrinken**). Dazu kam bald noch etwas anderes: seine hoffnungslose Liebe zu der Kommandantentochter; hoffnungslos nicht bloß in seiner Lage, sondern namentlich deswegen, weil er nach den Mittheilungen Anna v. Bülows (s. Gädertz, II, 40) von dem alten Oberstleutnaut bei seiner Liebeserklärung überrascht und aufs schroffste behandelt worden war. Er erteilte nämlich den beiden Geschwistern Frieda und August gemeinschaftlichen Zeichenunterricht, schickte aber eines Tages den Bruder, der draußen etwas skizzieren sollte, auf einige Zeit weg, um dem geliebten Mädchen

---

*) s. II, 160; vgl. II, 213. Derartige Schnitzer kommen bei Reuter hin und wieder vor, zumal in wilden Zeiten. Den früher bereits angeführten kleinen Beispielen füge ich hier noch eins aus dem zweiten Teil der Briefe hinzu: — — rate mich nicht von meinem Entschluss ab (II, 165).

**) Raatz, der dies S. 57—8 mitteilt, verlegt die Anwesenheit des Bürgermeisters in den Anfang des Dömitzer Jahres, und in der That ist der alte Reuter mit seinen beiden Töchtern spätestens in den ersten Tagen des Septembers bei Fritz gewesen (s. Gädertz, Reuterreliquien. S. 47). Es frägt sich indessen, ob dieser schon damals den oben erwähnten Erbverzicht unterschrieben hat. Mancherlei Umstände scheinen auf eine spätere Zeit hinzuweisen.

seine Neigung zu gestehen und ihr zu füßen zu fallen. In dieser Stellung fand ihn der plötzlich eintretende Vater, der keinen Spaß verstand, sondern den Unglücklichen nach einem heftigen Auftritt auf die Wache schickte und ihm fortan sein Haus verbot. Als dieser aber mehrere Wochen später bei einer kleinen Feuersbrunst in der Wohnung des Gestrengen rettend eingriff, legte sich dessen Zorn, und er hob den Bann wieder auf, nachdem der Staatsgefangene folgendes unterschrieben hatte:

„Ich Endesunterzeichneter erkläre hiermit, daß die Töchter des Herrn Kommandanten, Oberstleutnant von Bülow, mir von jetzt an alle gleichgültig sind.“*)

Dies Versprechen hielt Fritz Reuter allerdings nur bedingungsweise und nur insofern, als er sich nicht mehr mit mündlichen Liebesgeständnissen an Frieda von Bülow wandte; in Gedichten, die der Bruder übermitteln mußte, erklärte er ihr noch oft genug seine glühende Zuneigung. Das verschüchterte Mädchen zerriß diese freilich regelmäßig vor den Augen des Liebesboten, steckte aber mit Evaslist die Fetzen in die Tasche, um sie in stiller Einsamkeit wieder mühsam zusammenzusetzen. So haben sich diese Reuterschen Liebespoesieen erhalten; sie verdeutlichen jedoch mehr die Glut seiner Neigung als den Umfang seines Dichtertalentes, das namentlich bei hochdeutschen Versen oft versagte.

In welchen Monaten des Dömitzer Aufenthaltes sich dies alles begeben hat, wissen wir nicht und können es auch nicht einmal vermuten, da sich keinerlei Hindeutungen in den Briefen finden. Nur soviel darf man annehmen, daß Reuters unglückliche Liebe auf seine Stimmung schlimm gewirkt haben muß und ihn noch häufiger Vergessenheit hat suchen lassen.

Auch dem alten Oberstleutnant mußte schließlich der Lebenswandel seines Festungsgefangenen höchst unangenehm auffallen, und er erließ nun einen Befehl, der den Bedauernswerten öffentlich zum Trinker**) stempelte, das heißt wohl, er verbot den Gastwirten Fritz Reuter

---

*) Gädertz, Reutertage II, 41.

**) Briefe II, 164 (Mai 1840). Im Text mag ein noch stärkerer Ausdruck gestanden haben. Der Herausgeber der Briefe hat hier und an mehreren andern Stellen nur Gedankenstriche gesetzt.

geistige Getränke zu verabreichen. Dieser meinte, daß seine Tante daran schuld sei, die bei ihrem Hange zum Klatschen ihn dem Kommandanten oder vielmehr den Frauen in einem höchst zweifelhaften Lichte geschildert habe; jedenfalls verkehrte sie viel in der Bülowschen Familie und soll auch, wie Fritz seinem Vater im Juli 1840 mitteilt, bei einem heimlichen Abendbesuch dort geäußert haben: „Ach, wenn mich mein Vetter*) nur nicht sieht; er schlägt mich tot, wenn er es erfährt!“ Sie hatte also wohl kein ganz reines Gewissen und war sicher an dem Spionagedienst beteiligt, den der alte Bürgermeister in Dömitz wieder eingerichtet hatte, um über seinen Sohn immer aufs genaueste unterrichtet zu sein. Zwar hatten beide einen Vertrag abgeschlossen, daß Fritz es jedesmal frei und offen bekennen sollte, wenn er gefehlt, d. h. wieder zu viel Wein getrunken hätte. Aber obgleich dieser seinem Versprechen mehrfach nachkam, müssen die höchst peinlich zu lesenden Geständnisse des Schwachen dem in seiner Herzensangst verzweifelnden Vater doch nicht genügt haben, und so ging er wieder andere Personen um Nachrichten über seinen Sohn an. Auch der Hofrat Taddel ließ sich dazu bereit finden und überwarf sich deswegen auf einige Zeit mit seinem mißtrauischen Festungsgefährten, der das gemerkt hatte. Der Hauptberichterstatter aber scheint der Dömitzer Amtsgenosse des alten Bürgermeisters geweseu zu sein, der durch den Aufwärter Reuters und seine Tante Erkundigungen über den Gefangenen einzog. So widerwärtig uns dieses ganze Aufpassersystem erscheinen muß, so war es bei Fritzens Haltlosigkeit doch vielleicht bis zu einem gewissen Grade notwendig. Andrerseits hatte dieser selbst aber auch recht, wenn er glaubte, daß „die Sachen durch Zuträgerei entstellt und verwirrt werden müßten“ (II, 181). Das thue ihm nicht bloß seines Vaters wegen leid, sondern auch wegen einer zweiten Person, die er nicht nennen könne. Damit ist wohl Frieda von Bülow gemeint, und wir empfinden die ganze Tragik der hoffnungslosen Liebe Fritz Reuters an dieser Stelle besonders schmerzlich. Wie konnte — von dem alten

---

*) **Älterer niederdeutscher Sprachgebrauch für Neffe.**

Kommandanten ganz abgesehen — auch nur die Tochter Vertrauen zu einem fast schon Mann gewordenen Jüngling fassen, der vor ihren Augen einen so traurigen Lebenswandel führte und immer wieder dem Laster seiner Maßlosigkeit zum Opfer fiel!

Es ist nicht leicht, mit den aus den Briefen festgestellten Thatsachen Anna von Bülows Mitteilungen in Einklang zu bringen, die Fritz Reuters Verkehr in und mit der Kommandantenfamilie betonen; die ihn im Sommer mit den Damen Kahn fahren und im Winter mit ihnen Schlittschuh laufen lassen; die seine Anwesenheit nicht bloß auf den Bülowschen Bällen und Jagddiners, sondern an vielen Nachmittagen und fast allen Abenden hervorheben. Er soll dann namentlich im Winter durch sein schönes Vorlesen und Deklamieren die Gesellschaft aufs angenehmste unterhalten und nur in einem größeren, fremderen Kreise sich nie recht wohlgefühlt haben. Für das erste Halbjahr und die letzten Wochen mag das alles ja im ganzen zutreffen, obgleich die Erinnerung später manches hinzugethan und vieles vergrößert haben wird. Außerdem ist wohl zu beachten, daß Anna v. Bülow damals ein Kind war und den öfters prächtig gelaunten Herrn Reuter, der sich viel mit der muntern Kleinen beschäftigte, von ganzem Herzen liebte. Jedenfalls traten sehr häufig Verstimmungen und Verbitterungen ein, die immer auf längere Zeit zu einer großen Entfremdung führten. Erst am Ende scheint sich alles so ziemlich ausgeglichen zu haben, denn Fritz Reuter versichert im letzten Brief, daß er jetzt mit aller Welt in Frieden lebe. Er ist ferner einige Zeit nach seiner Entlassung wieder in Dömitz zu besuch gewesen, jubelnd begrüßt von seinem Annchen und auch von den andern freundlich aufgenommen. Es zog ihn eben nach dem Orte zurück, wo das Kleinod seines Herzens war. Seine Liebe zu der holden und anmutigen Frida hat dann nach und nach auch alles dunkle in der Dömitzer Zeit ausgelöscht und ein verklärtes Bild in der Seele des Dichters entstehen lassen, nachdem er es bei seinem alten braven Kommandanten so gut wie Kind im Hause hatte.

Ein anderer Umstand hat noch mit dazu beigetragen, daß Fritz Reuter sich bei der Schilderung der Dömitzer Zeit kurz faßte und mehr andeutete als aus-

führte. Er war mit den Töchtern des inzwischen verstorbenen Bülowschen Paares Ende 1857 wieder in Verbindung getreten, als drei von ihnen nach dem Erscheinen der Läuschen un Rimels und der Reis' nah Belligen sehr freundlich an den plattdeutschen Dichter geschrieben hatten. Es kam zu einem regen Briefwechsel und schließlich sogar zu einem Besuch Reuters in Schwerin, wohin die Schwestern nach dem Tode der Eltern gezogen waren. Nun verlangte es aber auch die einfachste Rücksicht, daß Reuter bei seiner dichterischer Behandlung der Festungszeit alles intime, gutes sowohl wie böses, von dem Dömitzer Abschnitt ausschloß, wofür ihm die Schwestern natürlich sehr dankbar waren.

Selbst seine tiefe Neigung zu Frieda hat er dort nicht einmal angedeutet. An einer andern Stelle, wo nur der Eingeweihte die Beziehung ahnt, findet sich ein Hinweis auf sie: in den letzten Worten des zweiten Kapitels. Dort wird als das größte Elend bezeichnet, wenn ein armer, junger, eingesperrter Student sich in eine Kommandantentochter verliebt — dat weit keiner, wo dat deiht; äwer wi weiten Bescheid, wi hewwen dat dörchmakt. Fritz Reuter hat seine Festungsliebe indes in einem andern Buch verewigt, in der Stromtid, und zwar dort in der überaus anziehenden, klaren und schönen Gestalt Frieda von Rambows, die neben dem mehr bürgerlich aufgefaßten Kammerrat und dem Backfisch Fidelia die gelungenste Figur der adligen Kreise ist*). Er hat sie neben die liebliche Luise Hawermann gestellt, die zwar den Vornamen seiner Frau trägt, aber doch vorwiegend freundliche Jugenderinnerungen an seine Schülerliebe Adelheid Wüsthoff zu verkörpern scheint. So sind in Reuters reifster Dichtung seine drei tiefsten Herzensneigungen vereint und sogar in seelische Beziehungen zu einander gebracht.

Wir müssen nach diesen Ausführungen über

---

*) Zwar nicht Friedas Schwestern, aber doch ihre drei Schwägerinnen wohnen in Schwerin, wie die Bülowschen Töchter. Vielleicht enthält der am meisten ausgeführte Charakter Fidelias, des fröhlichen (mitunter etwas albernen) Kindes, einige Züge Anna v. Bülows, die mit ihrem frischen harmlosen Wesen ihren Vater so gut zu zerstreuen vermochte und nicht bloss dessen, sondern auch ihrer Schwestern Liebling war.

Frieda v. Bülow und Fritz Reuters Verhältnis zu ihr noch einmal auf die Festung Dömitz zurückkehren, um den armen Studenten nach fast siebenjähriger Haft endlich in die Freiheit zu entlassen. Alle seine kleinen Hoffnungen waren — wie früher schon — immer wieder zu schanden geworden; seine Begnadigung war weder bei der Säkularfeier des Reformationsfestes (II, 145) noch beim hundertjährigen Jubiläum des Regierungsantrittes Friedrichs des Großen (II, 168; am 31. Mai 1840) erfolgt. Das letztere wußte Reuter allerdings noch nicht, als die Gerüchte von einer schwereren, ja tödlichen Erkrankung des Königs auch schon nach Dömitz gedrungen waren und ihn drei Tage vor dem Tode Friedrich Wilhelms III. zu der brieflichen Äußerung veranlaßten: „Sollte der König sterben, so hoffe ich ganz sicher, und obgleich er meinethalben noch lange regieren könnte, wenn ich frei wäre, so ist mir diese Hoffnung doch nicht zu verdenken" (II, 171). Freilich hatte er auch den Fall schon erwogen, dass möglicherweise „keiner der beiden respektiven Landesväter dem andern vorgreifen wolle: dann genade mir Gott, dann lassen Sie mich aus purer Höflichkeit gegeneinander in alle Ewigkeit sitzen." Ganz so schlimm sollte es nicht werden, aber die Erwartung trog doch, daß Fritz schon den Geburtstag seines Vaters in Stavenhagen werde mitfeiern können. Und nun wuchs die Befürchtung, daß der junge König aus Pietät gegen den Verstorbenen die Veröffentlichung der wahrscheinlich schon beschlossenen Amnestie bis zu seiner Krönung in Königsberg am 10. September oder gar bis zu der in Berlin am 15. Oktober hinausschieben könnte. Auch war es schließlich nicht unmöglich, daß garnichts erfolgte. Der alte König hatte zwar allen seinen Beleidigern vergeben; aber ob man die Demagogen zu diesen rechnen und nicht vielleicht zu ihrem Schaden einen Unterschied zwischen König und Staat machen würde, um einige 40 junge Leute noch länger zu quälen (II, 177)? Mit solchen Gedanken marterte sich Reuter ab und behauptete mit Recht, daß diese Tage zu den angreifendsten und abspannendsten seiner ganzen Haft gehörten. Schließlich nahm er wieder zu dem alten Betäubungsmittel seine Zuflucht, da „auch seine Liebe dahin war und mit ihr alle schönen Pläne und Träume,

die er sich von der Zukunft gebaut hatte"*). So klingt trotz des beruhigenden letzten Briefes vom 1. August die Dömitzer Zeit eigentlich traurig aus. Als dann Friedrich Wilhelm IV. endlich unter dem 10. August die letzten Demagogen amnestierte, hatte man Fritz Reuter zunächst noch nicht berücksichtigt. Nun griff aber die mecklenburger Regierung ein und verfügte am 25. August selbstständig seine Freilassung. Der freundliche alte Gerichtsrat Blankenberg — er wohnte ebenso wie der Inspektor in demselben Hause, in dem die Gefangenen eine Treppe hoch sechs einzelne Zimmer hatten — ließ ihn durch einen Unteroffizier vom Spaziergange zurückholen und übergab ihm das Schreiben. Fast eine Woche war Reuter schon in Stavenhagen, da erklärte endlich auch am 8. September der Herr v. Tzschoppe den Mecklenburgern, daß Preußen auf die weitere Haft dieses Demagogen keinen Wert mehr lege.**)

Die Frage nach der Bedeutung, die welche fast sieben Jahre umfassende Zeit der Untersuchungs- und Festungshaft für Fritz Reuter gehabt hat, ist nicht so kurz und einfach zu beantworten. Ihr wirklicher Nutzen für seine innere Entwicklung erscheint zunächst gering, denn alle seine hochdeutschen Gedichte, so viele ihrer Gädertz davon auch bringt, sind kaum etwas mehr als talentvolle Bemühungen, sich die langsam dahinschleichende Zeit zu verkürzen. Selbst in den Briefen verkünden selten einmal Geistesblitze das plattdeutsche Genie; nur das feinere Stilgefühl des geborenen Schriftstellers läßt sich in ihnen nicht verkennen, und die Behaglichkeit mancher Stellen

---

*) II, 184. Ausser dieser und der oben angeführten Stelle findet sich noch einmal, im nächsten und letzten Brief, eine Andeutung seiner Liebe: „Meinen andern Hoffnungen und Wünschen muss ich Lebewohl sagen; es wird mir unendlich schwer, doch hoffe ich, wenn ich nur erst zu hause bin, auch dies zu überstehen; hier ist es nicht möglich".

**) Reuter wird erst Anfang September zu hause eingetroffen sein, da seine Heimreise zu fuss über Grabow, Ludwigslust und Parchim verschiedene Tage in anspruch nahm; der Plan zu einer solchen bestand schon im Juni (II, 175), scheint aber etwas geändert worden zu sein. Übrigens hatte Reuter nach der Entlassung seiner Leidensgenossen in Preussen nicht mehr vier Wochen auf seine eigene Freilassung zu warten, denn wie das obenangeführte Stammbuchblatt Guittiennes beweist, befand sich dieser noch am 15. August auf der Festung Graudenz.

deutet den künftigen Humoristen an. Hier und da finden sich auch Ansätze zu etwas selbstständigerem, die deshalb nicht unwichtig sind, weil sie immerhin kleine Glieder in der Kette von Reuters Entwicklung bilden und weil sie einen gewissen Drang zu kleinen Prosaarbeiten verraten. Zwei solcher Skizzen sind uns erhalten, und beide zeigen eine starke Neigung zur Allegorie, an der ja der kindliche Genius öfters gehen zu lernen bemüht ist. Die eine hat Wilbrandt bereits vor Jahren im zweiten Bande der Nachgelassenen Schriften (XV, 81 f) veröffentlicht, sie ist eine Reflexion „zum neuen Jahre 1837": wurde am 13. Januar geschrieben und später einem Brief an den Vater beigelegt. In den Briefen selber findet sie sich nicht. Dafür enthalten diese in dem Schreiben vom 19. Oktober 1839 einen andern Aufsatz, der hier mitgeteilt werden soll; er führt einen ansprechenden kleinen Gedanken hübsch und folgerichtig durch, zeigt Reuters Sinn für die Baukunst, mit der sich der Gefangene ja auch mehrfach beschäftigte, und hat überhaupt Schwung und Humor. Außerdem interessieren verschiedene Anspielungen auf Verhältnisse, die Fritz Reuter nahelagen. Was die Veranlassung zu der anspruchslosen Skizze anlangt, so hatte der vor einem Vierteljahr erst nach Mecklenburg Ausgelieferte in festem Vertrauen auf die Freundlichkeit seiner Regierung diese gebeten, ihm einen nicht allzukurz bemessenen Urlaub zur Hochzeit seiner Schwester Sophie in Stavenhagen zu geben. Allein er wurde von Schwerin aus darauf hingewiesen, daß man nicht befugt sei, die Art seines Arrestes zu verändern; dies sei vielmehr von Preußen abhängig, und er müsse sich also nach Berlin wenden. Sicherlich hatte die Mecklenburger Regierung mit diesem Bescheide recht, denn sie konnte dem Gefangenen nur das gewähren, was in ihrer Macht stand, und ihm nicht schließlich alles mögliche zu gut thun. —

‚Es giebt doch nichts schlimmeres als das Machen von Plänen, wenn man die Materialien nicht durchaus sicher in seiner Gewalt hat; ich bin wiederum schlecht damit gefahren. Am Montag ging ich ins Feld und baute mir in meinem Kopfe ein Gebäude, das bald ein Tempel, bald ein Wirtshaus war, worin bald nichts als der Ambrosia und Nektar der Freundschaft und Liebe, bald nichts als

Schinken und Mettwürste dem hungrigen Wandrer gereicht wurden, kurzum, ich baute mir ein lustiges Haus. Zuerst legte ich den Grundstein, die Basis meiner Hoffnungen, und hierbei, und auch nur hierbei beging ich einen Fehler und vergaß die goldene Regel, die auf dem Titel zu Krons Rechenbuch steht: Wo an dem Grund ist was versehen, da kann es über kurz geschehen, daß Müh' und Kunst zu grunde gehen. Mein Grundstein war der Satz (für mich ein axioma): morgen, am Dienstag, erhalte ich die Erlaubnis der Regierung, nach hause zu reisen. Nun legte ich eine Schicht Mörtel, die hieß: morgen Abend gehst du zum Oberstleutnant und nimmst obbesagte Erlaubnis wie eine warme Semmel in Empfang. Dann kam die Sohle; die lautete: drauf packst du deinen Koffer und suchst dir auf alle Fälle Geld zu verschaffen, da der Vater bisher noch nichts geschickt hat. Dann baute ich mir ein hübsches Gastzimmer und nannte es Grabow, worin der Bürgermeister Flörke*) mich empfing und mit mir die städtischen Verhältnisse besprach zu meiner großen Erbauung; dann baute ich einen schönen hellerleuchteten Saal mit einer Aussicht auf grüne Bäume und goldene Saaten und nannte ihn Parchim; der Saal faßte aber nicht die Leute, für die er bestimmt war, und ich bereute es halb und halb, keine Rotunde gebaut zu haben. Mir wurde bange in dem Gedränge, und ich beschloß, mich in mein Kämmerlein zurückzuziehen, das ich Jabel nannte; es war klein, sehr klein, aber still und freundlich wie ein Sommerabend, wo man Mondschein trinkt und ad libitum Lindenduft verspeist. Auf dem Tisch lag der Landprediger von Wakefield aufgeschlagen, und zwar die Stelle, wo die Töchter des Landpredigers sich Schönheitswasser im Kamin kochen und er selbst so lange mit der Feuerzange spielt, bis er es richtig umgestoßen hat. Nun hatte ich alles, nur fehlte mir noch etwas, worauf der selige Onkel Herse beim Bau seines neuen Hauses so großen Bedacht nahm, nämlich ein Studierzimmer. Den Namen hatte ich bald dafür gefunden, ich nannte es Stavenhagen; aber die Form konnte ich nicht bestimmen; da dachte ich: ach, was soll ich mich damit

---

*) Der aus der Festungstid (Kap. 25) bekannte Freund Reuters, mit dem er sein Abiturientenexamen zusammengemacht hatte.

quälen, dein Vater hat ja soviel Häuser gebaut, der wird dir hierin den besten Rat geben können. Das Dach war bald fertig, ich deckte es gut, denn ich deckte es mit Schinken und Spickgansschnitten und steckte unter jeden solchen schweren Dachstein ein klein Stück Brot als Dachspan. Dann setzte ich links einen Wetterhahn mit der Aufschrift: „den 7. November“ und rechts ein Storchnest, das nannte ich Sophiens Hochzeit, und als alles fertig war, stellte ich einen Tannenbaum darauf als Symbol eines vollendeten Neubaues und des Weihnachtsfestes 1839*).‘

Das ist, wenn auch nicht viel, so doch immerhin etwas. Aber nichts lag Fritz Reuter damals und noch auf Jahre hinaus ferner als der Gedanke an eine schriftstellerische Thätigkeit. Darum ist auch am Ende der Festungstid von allen möglichen andern Berufen die Rede, von dem Beruf als Advokat, als kleiner Verwaltungsbeamter (Ratsherr oder Kamerarius oder Stadtprotokollist in einer kleinen ungebildeten Stadt), von dem Beruf als Maler, als Landwirt (Pächter oder Inspektor) und als Schulmeister, aber nicht von einem Schriftstellerberuf. Auch die prächtige und geistvolle Vorrede zu der Reis' nah Belligen, wo Fritz Reuter seinem alten Schulfreunde Karl Krüger im Ivenacker Walde seine poetische Erzählung vorliest und von diesem schließlich gewarnt wird: Häud di (hüte dich) vör de Inbillung! Inbillung is düller as de Pestilenz, beweist klar, daß der Dichter selbst nach seinen ersten, keineswegs unbedeutenden Erfolgen noch immer an seinem Talent stark zweifelte.

Reuter sollte eben noch lange, bittere Jahre auf Irrwegen wandeln, und das war zunächst der Fluch der Festungszeit. Die sieben Jahre lagen ihm fortan als Zentnerstein auf dem Herzen, weil in ihnen thatsächlich nichts geschehen war, was ihn in der Welt hätte vorwärtsbringen können. Ein Rückblick auf unsere Darstellung bestätigt dies eigene Urteil Reuters durchaus und giebt ihm noch eine tiefere Bedeutung. Denn bei seinem immerwährenden Schwanken zwischen Jurisprudenz, Landwirtschaft, Malerei und anderm hatte der Gefangene für sein

---

*) (s. II, 141—3). Das Ganze ist als Brief gehalten und folgt unmittelbar auf die Überschrift und das Datum. Nach einem Absatz fährt Reuter dann auch gleich fort: der Dienstag Abend kam und mit ihm die abschlägige Antwort der Regierung u. s. w.

späteres Fortkommen in der Welt wirklich nur sehr wenig gethan. Er hatte bei seinem ganz besonders unstäten Temperament seine Kraft aber auch derartig zersplittert, daß er vor der Hand seinen Sinn nicht mehr fest auf ein Ganzes richten konnte und daß er deswegen über ein Dutzend Jahre hinaus den Eindruck eines Mannes machen mußte, der seinen Beruf verfehlt habe. So fällt denn die sehr beachtenswerte Parallele, die Otto Glagau in seinem Buch (Fritz Reuter und seine Dichtungen; Berlin, Grote, 1875) zwischen Fritz Reuter und Arnold Ruge zieht, sehr zu ungunsten des erstern aus. Auch Ruge hatte, nach der ersten Burschenschafterhetze, lange auf preußischen Festungen sitzen müssen, aber er hatte mit eisernem Fleiß unausgesetzt gearbeitet, sodaß er nach dem Ende seiner Haft als ein fertiger, „ausgelernter" Mann in die Welt trat. Wie ganz anders Reuter, den seine innere Unruhe zu nichts ordentlichem kommen ließ und der nicht bloß eine große Zerfahrenheit von der Festung mit ins Leben hinausnahm, sondern auch eine jeder geregelten Thätigkeit widerstreitende böse Angewöhnung.

Was ihm die Festungstungszeit nützen sollte, lag vorläufig unter „Haß und Fluch und Grauen begraben" und kam später erst zum Vorschein, als Not und Liebe ihn schreiben lehrten. Nun erwies sich auch, daß er während jener sieben Jahre vortreffliche Beobachtungen gemacht und besonders seine großartige Menschenkenntnis aus der Jugendzeit her wesentlich vertieft hatte. Denn wie der Dichter selbst ganz richtig sagt, hatte er während der Festungszeit in engstem, jahrelangen Zusammenleben mit einzelnen den Menschen kennen gelernt. Auch der Stoff jener Festungsjahre war interessant und durchaus nicht unbedeutend, namentlich wenn man ihn zu behandeln und zu formen wußte. Und das hatte Reuter inzwischen gelernt, wie die feine Gliederung der Festungstid aufs schlagendste darthut.

Gerade bei diesem Buche zeigt sich der Meister in der Beschränkung. Fritz Reuter durfte auf keinen Fall eine halb dichterische, halb geschichtliche Darstellung jener ganzen Zeit geben, sondern mußte sich mit einzelnen Abschnitten begnügen. Da war es denn schwer, die richtige Wahl zu treffen, zumal gerade seine erste Haft auf

dem Silberberg der Liebling seiner mündlichen Erzählerkunst war, ein Anfang ab ovo oder eine episodische und lückenhafte Schilderung sich aber von vorneherein verbot. So begann er mit den wenigen Wochen in Groß-Glogau, die das ganze Festungsepos mit schönen, ergreifenden Mollakkorden einleiten. Das Magdeburger Jahr zeigt dann die grausamen Härten und den persönlich schmerzlichen Druck der Kerkerhaft, deren schlimmster Höhepunkt in den paar Übergangstagen auf der Berliner Stadtvogtei erreicht wird. Es folgt der am breitesten ausgesponnene und fast die Hälfte des Buches einnehmende Abschnitt der Graudenzer Zeit, die nicht bloß deswegen zum Hauptmittelpunkt gemacht worden ist, weil infolge der günstigen Verhältnisse der engste Verkehr zwischen den einzelnen Leidensgefährten möglich war, sondern weil Reuter hier einen Liebesstoff, die condicio sine qua non bei jeder Menschendichtung, verwerten konnte. Dies ist denn auch aufs glücklichste geschehen. Den harmonisch schönen Schlußakkord bildet endlich das Dömitzer Jahr mit seinen Orginalen und seinen großen Freiheiten.

So rollt sich das ganze Epos in großartiger, echt dramatischer Steigerung und Beschließung vor unsern Augen ab, verklärt durch den glücklichen, genialen Humor eines Dichters, der die traurigen Erlebnisse einer fernen Zeit mittlerweile meist in einem andern Lichte sah und sehen wollte, der aber auch noch zürnen und hassen konnte, wenn die Fesseln ihn gar zu arg gedrückt hatten. Für Fritz Reuters Persönlichkeit war gerade dieser Stoff wie geschaffen, da der Humor bekanntlich die lachende Thräne im Wappen führt und die plattdeutsche Sprache sich mit ihrer gemütlichen Schwerfälligkeit und behaglichen Breite zu einer oft ans komische streifenden, dann aber wieder recht ernsten Behandlung vorzüglich eignete.

IX.

Heidelberg. Jabel.

Nicht sehr viel länger als 4—5 Wochen weilte Fritz Reuter nach siebenjähriger Abwesenheit in seiner

kleinen Heimatstadt, die ihn mit einem Ständchen des Stadtmusikanten Berger zwar freundlich empfangen hatte, aber auf die Dauer doch nich festhalten konnte. Der alte Bürgermeister wird von seinem Sohne wie immer verlangt haben, daß er sich nicht zurückziehen solle; gleichzeitig bildete er sich aber wieder eine Gesellschaft, in der Fritz verkehren, und eine andere, mit der er nicht umgehen durfte*). Das war gewiß begründet. jedoch für den eben erst in die volle Freiheit Heimgekehrten noch viel empfindlicher als ehedem. Reuter hat es später allerdings mehrfach bedauert, nicht noch ein halbes Jahr zuhause geblieben zu sein, aber nach früheren Erfahrungen und bei seinem widerspruchsvollen Charakter ist kaum anzunehmen, daß er sich dann „eher an ein ordentliches Leben gewöhnt hätte“.

Im Vordergrund standen während dieses kurzen Stavenhagener Aufenthaltes natürlich die Erwägungen, wie sich die Zukunft Fritz Reuters gestalten solle und ob an dem geplanten Berufswechsel festzuhalten sei. Der Vater, der längst andern Sinnes geworden war und seinen Sohn nicht mehr durchaus zwingen wollte, ließ ihm freie Wahl, verhehlte ihm aber auch nicht, daß die Einförmigkeit des Landmannberufes sowie die Behandlung als Untergebener kaum nach seinem Geschmack sein werde und daß er bisher weder Beharrlichkeit noch Selbstbeherrschung und Pflichtgefühl gezeigt habe. Ausschlaggebend aber dürfte bei diesen Beratungen gewesen sein, daß eine Pachtung von mittlerer Größe damals 12—16000 Thaler kostete und daß der alte Bürgemeister ein solches Kapital seinem wenig zuverlässigen Sohne nicht einmal in aussicht stellen durfte, ohne seine beiden andern Kinder erheblich zu schädigen; denn Fritzens Erziehung und Unterhalt hatten schon große Summen verschlungen, während er auf der andern Seite seinem Schwiegersohn und Neffen Ernst verdankte, daß die Brauerei in guten Gang gekommen war, und der treuen bienenfleißigen, Lisette für die jahrlange Führung seines bedeutenden Haushalts

*) Diese für Fritz Reuters Verhältnisse in Stavenhagen sehr wichtige Bemerkung findet sich erst in einem der letzten Briefe, der am 1. August 1841 in Jabel geschrieben worden ist (II, 247).

womöglich eine noch größere Anerkennung und Berücksichtigung schuldete.

Diesen Vorhaltungen seines Vaters muß sich Fritz bald gefügt haben, denn schon unter dem 14. September bittet der alte Reuter den Amtshauptmann v. Lowtzow um einen Regierungspaß für seinen Sohn und frägt gleichzeitig an, ob dieser bei seiner Vergangenheit auf ausländischen Universitäten Aufnahme finden würde, wenn er außer dem Paß nur noch ein Magistratszeugnis vorwiese, „daß er ein ehrlicher Mensch und nirgends relegiert sei"? (Gädertz, Reuterreliquieen, S. 48—9). In aussicht genommen war eine süddeutsche Hochschule, Tübingen oder Heidelberg. Dorthin reiste denn auch im Oktober Fritz Reuter ab und zwar zunächst ohne Unterbrechung: nicht einmal in Magdeburg hielt er Rast, um alte Bekannte aufzusuchen. Bald aber strandete er in Quedlinburg für mehrere Tage: sein alter Dämon hatte ihn wieder gepackt und warf ihn schließlich sogar aufs Krankenbett, sodaß für seine angebliche, durch Erkältung hervorgerufene Grippe ein Arzt in anspruch genommen werden mußte und der Wirt sogar nach Stavenhagen schrieb. Erst am 12. Oktober nachts reiste er über Nordhausen weiter nach Kassel, das er am 14. nach einer recht beschwerlichen, etwa vierzigstündigen Fahrt erreichte. Trotzdem wanderte er gleich am Nachmittag in zweistündigem Spaziergang auf die Wilhelmshöhe, wo er lebhaft des Vaters gedenken mußte; denn dies war der südlichste Punkt in Deutschland gewesen, bis zu dem jener gekommen war. Jetzt mochte auch der alte Mann daheim gerade die erste traurige Nachricht von seinem Sohne lesen, der sich in qualvoller Erinnerung seines neuen Fehltritts so zum Sterben müde und erschöpft fühlte und der ihm aus weiter Ferne zerrissenen Herzens zurief: „Lieber, unglücklicher Vater, ich bin wahrlich unglücklicher als du: ich mit Schuld, du ohne Schuld; darin liegt der Unterschied!" Das empfand Reuter damals gewiß wahr und tief, aber bei seinem leichten Sinn nicht auf längere Zeit. Noch bis Frankfurt, vielleicht sogar bis Mainz mag ihn quälende Reue begleitet haben. Aber als er dann bei seiner Reise auf dem linken Rheinufer über Nierstein, Oppenheim und Worms lustige Genossen fand, da erwachte in der fröhlichen Pfalz auch in ihm

wieder die alte Ausgelassenheit. Im Dorfe Mörsch wurde heitere Rast gemacht und bei dem wohlhabenden Besitzer des Wirtshauses flott gelebt, gesungen und getanzt. (Gädertz, Reutertage, I, 10—11). Dann ging es weiter über die Rheinschanze nach Mannheim und Heidelberg bis Tübingen, wo Fritz Reuter am 24. Oktober endlich eintraf. Noch an demselben Tage reichte er nach mündlicher Rücksprache mit dem Rektor v. Mohl seine „allerunterthänigste Bitte um Zulassung zum Besuche der Universität Tübingen" ein (das Facsimile s. bei Gädertz II). Allein das diesem Gesuch beigefügte Abgangszeugnis von der Schule und der mecklenburgische Regierungspaß (von dem oben erwähnten Magistratszeugnis scheint der Bürgermeister nachher zurückgekommen zu sein) konnten trotz der Empfehlung Mohls nicht für genügend erachtet werden, und so erging denn auf eine gutachtliche Äußerung des Kanzlers v. Wächter hin am 31. Oktober der ministerielle Bescheid, Reuters Aufnahme könne nur erfolgen, wenn zuvor mit dem Regierungskommissar in Jena Rücksprache genommen und die bürgerliche Restitution von der mecklenburgischen Regierung beigebracht worden sei (Gädertz II, 55—6). Auch eine persönliche Bitte beim Staatsminister von Schlayer, auf die sich Fritz Reuter in seinem Brief vom 9. November beruft, vermochte nichts daran zu ändern. Aber folgt aus dieser Thatsache denn gleich der Gädertzsche Schluß, daß damit dem an die Pforte der alma mater Pochenden in Tübingen die Zulassung zu den Studien nicht bewilligt worden sei, auch nicht einmal die provisorische? Der erste Heidelberger Brief beweist, daß man in Heidelberg so ziemlich dasselbe von Reuter verlangte wie in Tübingen, nämlich erstens ein Zeugnis, daß er in Dömitz durch die Amnestie seiner Haft entlassen worden sei und zweitens eine Abschrift seines Abgangzeugnisses in Jena. Ebensogut wie dies dann von Heidelberg aus geschah, konnte Fritz Reuter sich auch in Tübingen die beiden Zeugnisse beschaffen. Es wird also doch wohl anzunehmen sein, daß besondere und andere Gründe ihn von der würtembergischen Hochschule wieder forttrieben und daß der sehr wichtige Bericht Engels über den Aufenthalt seines Vetters Reuter in Heidelberg u. s. w. (abgedruckt von seinem Bruder in Fritz Reuters Briefen an seinen Vater II, 195—8) der

Wahrheit mindestens sehr nahe kommt mit der Vermutung, Reuters anstößiges Treiben in Tübingen habe dort seine Immatrikulation verhindert. Er selber führte zwar als den Grund seiner Abweisung oder vielmehr Hinhaltung immer nur seine Vergangenheit (in politischer Beziehung) an, aber er nahm es eben damals mit der Berichterstattung in eigenen Angelegenheiten nicht so ganz genau, wie mit sehr milder Ausdrucksweise sein braver Vetter versichert, der ihn von seinem Heidelberger Treiben her nur zu genau kannte. Die Briefe an seinen Vater sprechen nur von vielen Schwierigkeiten und dann von schönen Redensarten, mit denen man ihn hintergangen und aufgehalten habe. Allein es fällt in dem einzigen Schreiben, das aus Tübingen selber abgegangen ist, doch Reuters Mißstimmung darüber auf, daß der Student dort von 16 (!) Polizeidienern umlagert sei, auch keine eigene Gerichtsbarkeit mehr habe, sondern unter der Stadtdirektion stehe! Unbequem war es ihm wohl auch, daß er keine Mecklenburger und von Norddeutschen überhaupt nur ein paar Holsteiner vorfand. Sein Hauptverkehr bildete deshalb eine Zeit lang ein sehr zuvorkommender und freundlicher Schwabe, mit dem er sich aber leider nicht zum besten verständigen konnte.

Nachdem Reuter am 2. November die Zurückgabe seiner als unzulänglich erachteten Papiere bescheinigt hatte, mußte er nach Gädertz' Angaben (II, 57) Tübingen alsbald verlassen. Indessen dies geschah noch nicht so schnell, denn nach seiner eigenen Meldung an den Vater (II, 207) hat er dort noch am 5. im Freien gesessen und zwar in Hemdsärmeln, weil es ihm zu warm war. Am 7. November, seinem Geburtstage, befand er sich dann endlich in Heidelberg, wo man ihn am 14. November unter den oben angeführten Bedingungen vorläufig immatrikulierte. Anfangs fesselte ihn auch der berühmte v. Vangerow, der vor einem Auditorium von 160 Zuhörern seine Pandekten las und mit dem er auch in einige persönlichen Beziehungen trat, als der Vater im Januar an den Professor geschrieben und ihm — wahrscheinlich neben den Kollegiengeldern — noch 50 Thaler für seinen Sohn übersandt hatte. Auf den Brief des Bürgermeisters selber, der ihn um genauere Nachrichten über Fritzens Studien anging, scheint v. Vangerow aller-

dings nicht geantwortet zu haben; er mochte es auch wohl deshalb nicht, weil über diesen Zuhörer nichts günstiges zu sagen war. Den mindestens höchst unregelmäßigen Besuch der Vorlesungen lassen auch die Briefe erkennen, gerade weil sich fast in jedem gute Vorsätze oder die uns von früher her schon bekannten praktischen Zeiteinteilungen finden. Auch verzweifelte der alte Student bald daran, das gesamte Recht in zwei Jahren in den Kopf hineinzubringen, und machte schon Ende Januar seinem Vater den Vorschlag, nach Erledigung der vier angesetzten Semester erst auf ein Jahr nach hause zu kommen, um zu wiederholen und dann noch ein Semester in Rostock Mecklenburgika zu hören. Für die unendliche Güte des Vaters ist es bezeichnend, daß er auf diesen recht weitaussehenden Plan ohne langes Widerstreben einging und sich nur eine Prüfung durch einen Dritten bei der Heimkehr ausbedang; ja er wollte sogar das bisher im Nichtsthun vergeudete erste Semester überhaupt garnicht rechnen! Man kann dem Herausgeber der Briefe nicht genug Dank dafür wissen, daß er gerade diesen sehr ausführlichen Brief des alten Reuter vom 17. Februar 1841 in seine Sammlung aufgenommen hat; wenn sonst nichts, so würde dies Schreiben allein beweisen, ein wie treuer, umsichtiger und gerechter Vater der Stavenhagener Bürgermeister gewesen ist.

Über Fritz Reuters Leben und Treiben in Heidelberg giebt der oben schon erwähnte Bericht seines Vetters Engel, der damals auch auf dieser süddeutschen Universität studierte, eingehende, aber trübe Auskunft*). Diese Nachrichten werden fortan allen Darstellungen von Reuters beiden Semestern in Heidelberg zugrunde gelegt werden müssen. Das soll nun unter Berücksichtigung der Briefe, die jenen Bericht in verschiedenem ergänzen, hier geschehen.

---

*) Über die unbedingte Zuverlässigkeit dieses Berichtes kann für alle, die den alten ehrenhaften Herrn aus Rostock gekannt haben, kein Zweifel bestehen. Er wirkte wie so mancher andere Studierte, der die Advokatenprüfung nicht gemacht hatte oder in der Rechtsanwaltspraxis nicht sein Auskommen fand, in subalterner Stellung, als Sekretär am Oberlandesgericht, erhielt später den in Mecklenburg gebräuchlichen Hofratstitel und starb schon im Oktober 1887

Fritz Reuter wurde bei seiner interessanten Vergangenheit von den Heidelberger Studenten mit offenen Armen aufgenommen. Seine Überlegenheit an Jahren, die durch seine geistige Bedeutung und sein außerordentliches Erzählertalent noch verstärkt wurde, sicherte ihm von vorneherein ein großes, ja ein vollständiges Übergewicht. Zunächst verkehrte er mit seinen zahlreichen Landsleuten, aber auch mit andern, die er durch jene kennen gelernt hatte, besonders mit dem Korps der Westfalen. Dadurch kam er wieder ganz in das Kneipen und in einen recht unordentlichen Lebenswandel hinein. Als er nun aber auch äußerlich verwahrloste und sich noch andere Blößen gab, fing man an, ihn zum besten zu haben, und zu hänseln. So sank er nach und nach in der äußern Achtung der meisten, und niemand von seinen Zechgenossen kümmerte sich um ihn, wenn er infolge seines unsinnigen Trinkens (namentlich auf seiner Wohnung) schließlich das Delirium bekam und ernstlich erkrankte. Dann trat sein sonst ganz von ihm vernachlässigter Vetter Engel für den Unglücklichen ein; er brachte Reuter, der beim Nahen solcher Zustände den jungen Verwandten aufzusuchen pflegte, nach hause und sorgte für Arzt, Wache u. s. w.

Auch in den Briefen läßt sich bald der Rückschlag spüren, der auf die anfänglich fröhliche und zuversichtliche Stimmung unter diesen Verhältnissen bereits nach wenigen Wochen erfolgen mußte. Ein angeblich kranker und verstauchter Arm hinderte ihn schon im Dezember längere Zeit am Besuche der Kollegien und am Schreiben; durch Hörensagen erfuhr der Vater dann allerdings später, daß sein Sohn bei einer Balgerei einen Schlag über den Arm erhalten hatte (II, 233). Ferner war Anfang Januar „das sogenannte Korps Reuters Grundsätzen nicht mehr sehr günstig gestimmt“, zumal dort nur Bier getrunken wurde (!), und sein ganzer Verkehr beschränkte sich jetzt auf ein paar Mecklenburger*). An deren Stelle

*) Unter diesen wird nur Trebin aus Penzlin erwähnt, dessen Namen Reuter in einem mir mitgeteilten, sonst bedeutungslosen Schreiben an den Penzliner Bürgermeister Müller (vom 4. Juni 1860) in Très-bien verkehrt. Derartige Wortwitze lagen in seiner Natur und waren oft sehr charakteristisch, wie eine grössere Sammlung beweisen würde.

trat später ein gewisser Wagner, der Sohn einer liebenswürdigen Landpfarrerfamilie in A., die Fritz Reuter wiederholt besuchte und der er sehr gefiel. Trostlos ist freilich die Bemerkung, die er dem Vater gegenüber an diese Thatsache knüpft: „Du siehst, daß ich noch nicht so sehr versumpft bin, daß mich gute Leute nicht noch gern um sich haben“. Auch die Bekanntschaft mit einem Freiherrn Götz von Berlichingen, einem Nachkommen des alten Götz mit der eisernen Hand, wird in demselben Brief aus ähnlichen Ursachen erwähnt; fast komisch wirkt der Grund, mit dem die große Gewogenheit des liebenswürdigen Herrn betont wird: er habe nämlich Fritz einen Pfeifenkopf mit seinem Wappen und einer Widmung geschenkt!

Wie wenig erfreulich der ganze Heidelberger Briefwechsel unter diesen Umständen ist, wird man schon aus diesen wenigen Proben ersehen. Nur selten einmal vermag sich Reuter über sein freilich selbst verschuldetes inneres Elend zu erheben und einige Teilnahme für die ihn umgebende herrliche Natur zu zeigen. Ein wenig freier klingt allein der Brief an seinen spätern Schwager, den Stadtrichter Dr. jur. Jenning, der damals mit seiner ersten Frau und seinen sechs Kindern im Hause von Ernst Reuter wohnte (Gädertz, Reutertage II, 143). Dieser stand ihm von früher her nahe und scheint auch nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen zu sein; wenigstens befestigte Jennings Brief Fritz Reuter zunächst wieder in seinen guten Vorsätzen und rief den Wunsch in ihm wach, sich „mehr mit wahren Grundsätzen der Religion vertraut zu machen“. „Ich bin“, so fährt er an dieser interessanten Stelle fort, „freilich nie ein Verächter derselben gewesen; aber ich fühle, daß die Negative hier nicht genügt, denn ich habe zu häufig das Bedürfnis nach Trost gesucht und es nirgends gefunden, ich habe häufig die Bibel zur Hand genommen, bin aber stets zu allerlei Zweifel gelangt, die ich vergebens mich abmühte zu lösen. Die moralische Tendenz der christlichen Religon habe ich begriffen, aber an ihren Mysterien bin ich stets gescheitert, und was ich früher in gläubiger Zuversicht nahm, ist mir nachher unverständlich geworden. Die Umgebungen, in denen ich mich befand, waren fast stets und mit alleiniger Ausnahme von Magdeburg derart, daß

mir keine Hülfe in dieser Sache werden konnte — — —“ (II, 223—4). Auch über seine angebliche innere Zerrissenheit, die er allerdings lieber Reue nennen möchte, läßt sich Fritz Reuter hier eingehender aus: „Die Sache liegt in einer Anlage zur Hypochondrie, wonach ich zu einzelnen Stunden ausgelassen lustig und in andern ungemein deprimiert bin, in dem Mangel einer mir und meinem Zustande passenden Unterhaltung und in dem Bewußtsein, meine Zeit und meine Fähigkeiten schlecht angewandt zu haben“. In diesem Himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt spricht sich (von moralischen Zerknirschungen abgesehen) vielmehr wohl das Dichtertemperament Fritz Reuters aus.

Der siebente und letzte Brief, den der über 30½ Jahre alte Student ins elterliche Haus sandte, ist am 1. Juni geschrieben und offenbart wieder schwere Zerwürfnisse mit dem Vater, der durch einen Herrn von der K. neue Mitteilungen über die planlos tolle Lebensweise seines Sohnes erhalten hatte und nun damit drohte, ihn in eine Anstalt zu bringen. Noch einmal scheint dieser den alten Bürgermeister mit der Versicherung beruhigt zu haben, daß er jetzt regelmäßig ins Kolleg gehe, nüchtern lebe und die Liebe seiner Bekannten habe. Dann erfolgte — wahrscheinlich erst im Juli — endlich die Katastrophe und zwar auf eine Anzeige Engels hin, der dem wüsten Treiben seines Vetters nicht länger mehr ruhig zusehen mochte. Er selbst versichert ausdrücklich, daß er mit dem alten Reuter sonst in keinerlei Beziehung gestanden habe, daß er jetzt aber aus Pflicht und Gewissen so habe handeln müssen, weil ihm ein anderer Ausweg verschlossn gewesen sei. Der geängstigte Vater schickte nun, wie Otto Glagau (Fritz Reuter und seine Dichtungen, 1875, S. 108) schon mitzuteilen weiß, einen reichlich mit Geld versehenen städtischen Subalternbeamten (den Kamerarius Grabow) nach Heidelberg, der Fritz nach hause bringen sollte; er führte auch ein offenes Schreiben mit sich, in dem der Stavenhäger Bürgermeister ihn bevollmächtigte, jede Polizeibehörde um Hülfe anzugehen, falls sein Sohn sich nicht fügen wolle. Anfangs widersetzte sich dieser und behandelte den Vertrauensmann seines Vaters höhnisch; aber schließlich ergab er sich in dessen Willen und folgte ruhig.

Nachdem dann alle Rechnungen eingesammelt worden waren, ergab sich, daß Fritz Reuter seit seiner Abreise aus Stavenhagen nach Tübingen eine Summe verbraucht hatte, mit der ein anderer die Kosten eines ganzen Trienniums hätte bestreiten können (II, 198). Das dürften annähernd 1000 Thaler gewesen sein, da der Bürgermeister in seinem bekannten Februarbrief den jährlichen Wechsel auf 300 Thaler zu berechnen scheint (II, 240). Jedenfalls hatte Fritz das ihm reichlich mitgegebene Geld schon in Quedlinburg gelassen, so daß ihm sein Vater „für seinen sorgenfreien Aufenthalt in Heidelberg" nochmals eine beträchtliche Summe schicken mußte. Mitte Dezember sandte er ihm dann 60 Thaler; und im Januar durch Professor v. Wangerow 50 Thaler; aber auch dies wird schwerlich bis Ostern gereicht haben. Mit Fug und Recht konnte also der alte Bürgermeister seinem Sohn schauderhafte Verschwendung vorwerfen, zumal die Verhältnisse in Heidelberg wirklich nicht sehr teuer waren; wenigstens bezahlte Fritz Reuter für seine Wohnung (außer Heizung) den ganzen Winter über nur 30 Gulden (zwischen 50 und 60 Mark) und für sein Mittagessen 20 Kreuzer (= 8 Schilling = 40—50 Pf.).

Wir könnten unsere Darstellung der Heidelberger Zeit hier füglich schließen, denn sie ist mit Reuters Abreise nach Jabel zu ende. Allein es ist doch anhangsweise noch verschiedenes zu erörtern.

Daß die Reuterbiographieen von den beiden letzten Studentensemestern unseres Dichters bis in die neueste Zeit hinein nicht allzuviel berichten konnten, lag zumeist daran, daß ihnen der Hauptstoff, Fritz Reuters Briefe an seinen Vater, bis vor 4 Jahren unzugänglich war. Nachdem diese Quelle nun aber einmal erschlossen ist, ist es auch Pflicht, sie zu benutzen, gründlich zu benutzen, wenn sie auch statt des Goldes fast nur Sand und Schlamm mit sich führt. Das hätte z. B. Römer in seinem umfangreichen und oft brauchbaren Buch thun müssen. Aber in wie oberflächlicher Weise findet er sich mit dieser schweren und schlimmen Zeit ab! Er schreibt S. 51:

„Dem Vater zuliebe hatte sich Reuter als bemoostes Haupt noch einmal auf die Kollegienbank gezwungen, obwohl er innerlich von der Rechtsgelehrtheit sich schon losgesagt hatte. Der Winter 1840

sah ihn in Alt-Heidelberg. Die Musenstadt ohne Gleichen im herrlichen Neckarthal übte ihren vollen Zauber auch auf ihn, und noch lange klang die Erinnerung im Herzen nach.

Damals folgte der trübe Schatten ihm auch ins heitre Thal. Der dreißigjährige Student hatte den schnöden Mißbrauch des Rechtes so bitter erfahren, daß er kein Verlangen trug, in die geschichtliche Entwicklung einer so erleuchteten Justiz sich zu versenken. Was vor ihm Hekuba? Was waren ihm Vangerows Pandekten?

Aus der dumpfen Enge des Hörsaals zog es ihn in die freie Gottesnatur. Er wolle Landwirt werden, schrieb er dem Vater. Und er ward es".

Da ist fast kein Satz, der nicht entweder unbegründetes, nichtssagendes oder verkehrtes enthielte.

Reuter war sich stets bewußt, wie unbedingt trostlos und öde das Heidelberger Doppelsemester gewesen und an einem wie gefährlichen Abgrund der aus siebenjähriger Festungshaft in die Freiheit Entlassene dahingetaumelt war. Darum hat er, der so gern und so lustig in fröhlicher Gesellschaft von seinen auch nicht vorwurfsfreien Festungsjahren berichtete, nie auch nur andeutungsweise von Alt-Heidelberg sprechen mögen. Nur ein einziges Mal — soviel die Biographen wissen, und sie wissen sehr viel — ist dies geschehen, in einem Gespräch mit dem Dichter August Becker (Gädertz I, 10f.), aber auch da handelte es sich eigentlich nur um ein lustiges Erlebnis auf der Reise nach Tübingen, um den oben erwähnten prächtigen Herbstabend im Dorfe Mörsch.

Neuerdings hat nun Gädertz (Reutertage I, 8 ff), durch eine Bemerkung ebendesselben Becker dazu veranlaßt, einen höchst bedeutsamen Einfluß der Heidelberger Zeit auf Reuters spätere schriftstellerische Thätigkeit aufzuspüren geglaubt. Er behauptet nämlich nichts geringeres, als daß Fritz Reuter seine erste, dann freilich lange schlummernde Anregung zur Dialektdichtung im Lande Johann Peter Hebels empfangen habe, dessen mundartliche Poesieen damals gerade zur allgemeinsten Anerkennung gelangt waren und manchen begabten Fortsetzer fanden. Auch seien im Jahre 1840 zwei Stücke Straffs in Darmstädter Mundart: des Burschen Heimkehr

oder der tolle Hund und der Datterich erschienen, in denen mehreres eine auffallende Ähnlichkeit mit spätern Reuterschen Scenen habe. Nun wird allerdings gerade das einzige angeführte Beispiel, der Aufstand auf der Insel Ferro und der Aufruhr unter den Eskimos (Stromtid III, Kap. 35), auf ganz ähnliche Einfälle des geistvollen Rektors Ludwig Reinhard zurückgeführt, der bekanntlich auch in der Figur des Avkaten Rein . . . . steckt. Aber wenn auch wirklich zwischen dem Datterich und einzelnen Reuterschen Scenen, besonders in den Lustspielen, Ähnlichkeiten beständen, so bewiese das noch immer nicht, daß Reuter damals die Straffschen Stücke kennen gelernt hat: ohnehin würde bei seinem fast stumpfsinnig zu nennenden Leben in Heidelberg, das sich zumeist in den Wirtshäusern oder auf seiner Stube bei stillem Trunk abspielte, eine solche litterarische Anregung auf keinen fruchtbaren Boden gefallen sein.

Gädertz' idealer und zur Mohrenwäsche geneigter Sinn verkennt eben die unbedingte Negativität des Heidelberger Dreivierteljahres vollständig. Statt auf diese ganz und gar unfruchtbare Zeit zu verfallen, hätte es für einen plattdeutschen Forscher doch viel näher gelegen, Reuters Schriftstellerei von Klaus Groths Quickborn herzuleiten. Aber das will Gädertz ja gerade nicht. Er weist immer wieder und zum Überdruß darauf hin, daß Reuter bereits 8—10 Jahre vor Groth in Stegreifpoesieen und Polterabendgedichten sowie in einzelnen Teilen des Vorläufers der Stromtid plattdeutsch geschrieben und gedichtet habe. Das thaten aber doch damals neben ihm auch andere, ganz abgesehen von den Erzeugnissen der ältern niederdeutschen Litteratur. In W. Raabes allgemeinem (plattdeutschen) Volksbuch — es führte auch den Titel: Mecklenburgisches Volksbuch und Mecklenburg*) — findet sich lange vor Reuters Läuschen und Rimmels (1853) mancherlei plattdeutsches, z B Anekdoten von dem erst durch Brinckman bekannt gewordenen Peter Lorenz; auch hat Brinckman selber vor seinem großen Nebenbuhler, der ihn schließlich erdrücken sollte, verschiedenes in mecklenburgischer Mundart veröffentlicht. Allein das

*) In diesem „Jahrbuch für alle Stände" das bei Hoffmann und Campe in Hamburg kerauskam, erschien auch 1846 und 1847 Reuters hochdeutsche Satire: Ein gräflicher Geburtstag.

blieb alles mehr im Stillen. Erst Klaus Groth bewies im Jahre 1852 durch die außerordentlichen Erfolge seines Quickborn, daß das Niederdeutsche nicht bloß in den kleinen Winkeln der norddeutschen Landstriche, sondern in der deutschen Litteratur lebensfähig sei. Dies gab Reuter den Mut, von dem holsteinischen Dichter im Stoff unabhängig, ein besonderes und echt mecklenburgisches Gebiet zu bebauen, das Gebiet der plattdeutschen Schnurre und Anekdote. Mit seinen oft bis zum Übermut lustigen, immer aber humorvollen Läuschen traf er seinerseits ebenso gut ins Schwarze wie vor ihm Klaus Groth mit seinen ernsteren und lyrischen holsteinischen Rimels. Das zeigt die Thatsache, daß die erste Auflage seines Buches in 6 Wochen vergriffen war. Trotzdem geriet er einige Jahre später wieder ins Schwanken und veröffentlichte 1855 in seinem Unterhaltungsblatt mehrere größere Sachen nicht plattdeutsch, sondern hochdeutsch: Meine Vaterstadt Stavenhagen und Eine heitere Episode aus trauriger Zeit (den Vorläufer der Festungstid). Erst im Jahre 1859 entdeckte Fritz Reuter nach neuen Abirrungen als Lustspieldichter und neuen Fehlgriffen im Stoff und in der Behandlung (Kein Hüsung, z. t. auch Hanne Nüte) sein eigentliches Hauptgebiet, auf dem er geradezu geniales leisten sollte: das Gebiet der prosaischen plattdeutschen Erzählung und später des plattdeutschen Romans. Hier wurde er gleich durch seine Franzosentid unbestrittener Herr und König und schlug auch die prosaischen Vertelln von Klaus Groth (1855) siegreich aus dem Felde.

Immerhin müssen wir festhalten: so gewiß Groth mit seinem Quickborn ungeahnte Erfolge errang, so gewiß ist Fritz Reuter, der bisher nur mit hochdeutschen Kleinigkeiten (dem gräflichen Geburtstag) hervorgetreten war, erst durch die Erfolge des Quickborn zu einer zielbewußteren plattdeutschen Schriftstellerei und namentlich zur Veröffentlichung niederdeutscher Sachen angeregt und ermutigt worden*). Klaus Groth durfte deshalb auch

*) Reuter selber hat sich (nach Gädertz) nie darüber ausgelassen, woher er die erste Anregung zu seiner Dialektschriftstellerei empfangen habe; vielleicht wegen seiner spätern Feindschaft mit Klaus Groth. Psychologisch wäre dies gerade bei ihm sehr begreiflich, da er wunde Punkte nie zu berühren pflegte. Das würde dann aber eine weitere und sehr kräftige Stütze für unsere Behauptung sein.

in seinen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch mit gutem Grunde das Recht der Erstgeburt für sich in anspruch nehmen. Die Art und Weise, wie er dies that, und verschiedene schulmeisterlich pedantische oder persönlich gereizte Ausfälle auf den arglosen Reuter sind allerdings nicht zu entschuldigen. Dieser erteilte darauf dem unbewußt vielleicht auch etwas brotneidischen, angemaßten Selbstherrscher aller Niederdeutschen in seiner „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth u. s. w. gegen mich gerichtet hat" (1858) eine derbe, hier und da ebenfalls über das Ziel hinausschießende Antwort. Das maßvollste und gerechteste, was über diesen ganzen höchst unerquicklichen Streit unserer beiden größten plattdeutschen Dichter gesagt worden ist, kann man bei Hermann Ebert (Fritz Reuter, sein Leben und seine Werke, S. 247 ff.) nachlesen. Im allgemeinen ist Gottlob heute — darin muß man Wilbrandt beipflichten — kein rechter Anlaß mehr, bei dieser Polemik zu verweilen, obgleich Fritz Reuter Groth seinen zu harten Angriff im innersten Herzen nie verziehen hat. Der Holsteiner nahm dem Mecklenburger seine scharfe Abwehr weniger übel; er war gerecht genug, schon ein Jahr später (am 25. Dezember 1859) Reuters Franzosentid im Altonaer Merkur freudig und neidlos zu begrüßen. Reuter hat die versöhnende Hand nicht angenommen, und das schmerzt uns; denn das Schauspiel der feindlichen Brüder ist im Leben nie angenehm, zumal wenn es sich auf den Höhen der Menschheit abspielt. Man kann es deshalb auch nur bedauern, daß Gädertz diesen alten Streit durch eine viel zu weit gehende Parteinahme gegen Klaus Groth in der Litteraturgeschichte unablässig weiter schürt. Sogar Groths schöner Nachruf für Fritz Reuter, der von der versöhnlichsten Stimmung, vielleicht auch von einiger Reue getragen ist, hat von ihm eine heftige Zurückweisung erfahren (Reuterstudien, S. 132 Anm.). Eine solche Gereiztheit, die dann natürlich auch den Grothschen Dichtungen nicht gerecht zu werden vermag*), kann ihm und

*) Neuerdings hat sich Gädertz (Reutertage I, 8) hinter Jakob Grimms bekanntes Urteil gesteckt: Reuter stehe hoch über dem viel zu viel gepriesenen Groth, dessen Gedichte man immer meine schon irgendwo hoch-

seiner Sache in den Augen aller Objektiven nur schaden. —

Kehren wir nach dieser Abschweifung ins Jahr 1841 zurück.

Nach dem unglücklichen Ausgange seiner Heidelberger Semester kam Fritz Reuter in Übereinstimmung mit dem Willen seines Vaters vorläufig noch nicht nach Stavenhagen, sondern begab sich vielmehr nach Jabel, wo sein Lieblingsoheim Ernst Reuter eine recht einträgliche Pfarre innehatte. Er suchte dort in frischer, freier Landluft und in traulichstem Familienkreise Erholung und Genesung. Sein erster Brief an den Vater ist vom 23. Juli datiert und spricht die Bitte des Sohnes aus, ihn jetzt noch nicht nach Stavenhagen zu nehmen, da er erst Zeit und Gelegenheit haben müsse, um etwas besser in der Gesellschaft auftreten zu können. Das nächste Schreiben begründet diesen Wunsch noch eingehender und handelt gleichzeitig von Reuters Entschluss, Landmann werden zu wollen: mit der Landmesserei sei es vor der Hand nichts; der Vater thue besser daran, wenn er ihn zu einem tüchtigen, nicht allzu rohen Landmann gäbe und dort solange lasse, als die Notwendigkeit zu lernen fordere. Allein die ersten Versuche scheiterten alle. Ein Herr Merker in Roggenhagen konnte ihn trotz einer Empfehlung des Landdrosten von Lowtzow deswegen nicht aufnehmen, weil er außer einem Schreiber noch zwei Söhne und einen Neffen in seiner Wirthschaft beschäftigte. Reuter war nach diesem Gut über Waren, Neubrandenburg und Friedland gereist, hatte in seiner alten Gymnasialstadt ein paar frühere Schulfreunde aufgesucht und war mit dem Professor Schmidt schließlich auch auf seinen lieben Turnplatz gegangen;' am nächsten Morgen hatte er sich dann in Roggenhagen persönlich

---

deutsch und besser gelesen zu haben; bei Reuter sei alles voller und natürlicher Erguss. Aber Jakob Grimm hatte nun einmal eine ganz besondere Vorliebe für Fritz Reuter gefasst, weil ihm der gemütlich näher stand als der kältere und ernstere Holsteiner. Seine Stimme ist gewiss immer höchst beachtenswert, aber doch nicht stets massgebend, namentlich nicht auf litterargeschichtlichem und ästhetischem Gebiet. — Gädertz' tiefgewurzelte Abneigung gegen Klaus Groth hat dann auch schliesslich die Vermutung herbeigezerrt, dass die Heidelberger Zeit Reuter eigentlich und im letzten Grunde zum Dialektschriftsteller gemacht habe.

vorgestellt. Nach dieser ersten vergeblichen Bemühung, in den Landmannsberuf hineinzukommen, scheint Fritz Reuter sich im September mit seinem Vater einige Wochen in Warnemünde aufgehalten zu haben. Gädertz veröffentlicht (I, 14) ein nach dieser Zeit geschriebenes und auf die Warnemünder Tage bezügliches Scherzgedicht Reuters, das an die schönen Töchter seines Oheims gerichtet ist; es ist eigentlich nur bemerkenswert wegen der Personen und wegen des echt Heineschen Schlusses:

Ihr bösen, bösen Kinder,
Was habet Ihr vollführt!
Die Herzen, und meins nicht minder
Sind all' nicht verassekuriert.

Im Oktober erfolgten dann von Jabel aus neue Versuche, Fritz auf einem Gut unterzubringen, aber es wurde immer nichts. Schließlich wies ihn auch ein Herr Koch, der ihn ursprünglich hatte nehmen wollen, bei persönlicher Vorstellung mit der Bemerkung ab, er habe geglaubt, einen jungen Burschen zu erhalten; sie seien zu ungleich an Alter und paßten nicht für einander. Noch schlimmer war es, daß Reuter auf seiner Rückreise in Wismar wieder krank wurde und acht Tage das Bett hüten mußte. So traf er denn nach einem kurzen Besuch in Güstrow bei seinem Vetter Theodor Reuter erst Anfang November wieder in Jabel ein.

Hier brechen (am 4. November 1841) Fritz Reuters Briefe an seinen Vater ab, mit einem wenig harmonischen Ausklang, denn sein altes Leiden war erst kürzlich wieder hervorgetreten und andrerseits hatte er noch immer kein Unterkommen in dem neuerwählten Berufe gefunden. Er war nichts, und die Leute sagten: Ut em wat nicks.

Trotzdem sollte gerade die Zeit in Jabel für ihn von größtem Nutzen sein, denn das muntere Leben in dem prächtigen Pfarrhause*) frischte ihn körperlich und seelisch auf und regte ihn außerdem zu vielen poetischen Versuchen an. Noch viel wichtiger war es aber, daß er in dieser anmutigen und fröhlichen Verbannung beim Barsangeln sein grösstes Original neben Bräsig kennen lernte: den Köster Suhr. Es ist freilich kaum

*) s. Gädertz, Reuterreliquieen S. 186 ff.

erhört, wie Fritz Reuter gerade mit diesem Manne schriftstellerisch umgegangen ist, denn er hat ihn unbarmherzig mit all seinen lächerlichen Schwächen gezeichnet und es dabei nicht einmal für der Mühe wert gehalten, den Namen des zwar stark an Selbstüberhebung leidenden, aber doch sehr achtungswerten Mannes abzuändern oder auch nur zu verschleiern. Das war eine von den nicht wenigen litterarischen Rücksichtslosigkeiten, die Reuter begangen hat, und wohl die schlimmste. So etwas lag aber in seiner freien und unbekümmerten Art. Köster Suhr konnte ihm diese Bloßstellung lange nicht verzeihen, und mit Recht. Erst als Fritz Reuter nach dem großen Brande in Jabel (1859), der den Schulmeister wie so viele andere fast zum Bettler machte, in der Rostocker Zeitung um Unterstützung für „Köster Suren un de Annern all“ gebeten hatte, söhnte er sich allmählich mit ihm aus und empfing später den gefeierten Dichter auf seiner Rundreise durch Mecklenburg freundlich wieder in seinem Hause*).

X.

Das Unterhaltungsblatt.

Erst Anfang 1842 wurde Fritz Reuter endlich Landwirt; auf die Bitte seines Vaters nahm ihn der Pächter des Grafen Hahn-Basedow: Franz Rust in Demzin auf, einer etwa fünfviertel Meilen westlich von Stavenhagen gelegenen, aber zu Vorpommern gehörigen Enklave. Der Dichter hat dies Gut in seiner Franzosentid (Kap. 16) verewigt, wo Friedrich Schult den verlorengegangenen französischen Chasseur aus dem Backofen hinter diesem Dorfe lockt; auch waren, wie bei Gädertz II, 77 ff eine Tochter von Reuters Lehrherrn mitteilt, die beiden Druwäppel der Stromtid dort zu hause. Besonders wichtig

*) Über Suhr s. besonders Gädertz, Reutertage II, 63 ff: hier werden höchst lesenswerte Mitteilungen eines Sohnes von Reuters besonderem Freunde in Jabel, dem auch sonst aus des Dichters Werken bekannten Förster Schlange, veröffentlicht; vgl. auch Raatz S. 89 ff und den letzten (III) Band von Gädertz' Reutertagen S. 52—4.

aber sollte es für das Leben des nun schon 32 Jahr alten Volontärs werden, daß er in Demzin Rustens Schwager, Fritz Peters, und seine Braut Marie Ohl kennen lernte, die den Vielgeprüften beide lieb gewannen und ihn im nächsten Jahr nach ihrer Hochzeit auf ihr Pachtgut Thalberg einluden. Hier spielte sich schließlich auch der zweite Teil von Fritz Reuters Stromtid ab, nachdem er am zweiten Weihnachtsfeiertage 1845, also nach fast vierjährigem Aufenthalt, Demzin endgültig verlassen hatte. Was ihn zu seinem plötzlichen Fortgang bestimmte, wird jetzt aus Reuters Abschiedsbrief klar, den der jüngere Rust in seines Vaters Nachlaß gefunden und erst nach längerem Zögern Gädertz vor kurzem übermittelt hat. Es muß diesem Dank gewußt werden, daß er sich zu einer Veröffentlichung des sehr wichtigen Schreibens im dritten Bande seiner Reutertage hat entschließen können (Wismar, Hinstorff, 1901; S. 56—71). Denn der Brief zeigt wieder einen Zusammenbruch unseres Dichters und diesmal einen besonders verzweifelten, weil er durch einen neuen Rückfall in sein altes Übel gegen die bekannte Testamentsklausel seines Vaters verstoßen hatte, daß der Sohn sich drei Jahre lang des Trinkens enthalten müsse, wenn ihm sein Vermögen von 4750 Thalern ausgezahlt werden solle*). Nun hatte er aber von Demzin aus in Rittermannshagen die Erzieherin der Pastor-Augustinschen Kinder: Luise Kuntze kennen gelernt und warb in heißer Liebe um ihr Jawort. Das blieb ihm vorläufig noch versagt. Erst am 6. November 1846 kam es zur Verlobung; aber nun mußte Fritz Reuter wieder lange Jahre warten, bis es ihm endlich 1851 gelang, in dem unweit von seinem geliebten Thalberg belegenen Städtchen Treptow a./T. einen eigenen Hausstand zu gründen: er hatte schon ein Jahr vorher den für ihn aussichtslosen Landmannsberuf aufgegeben und dafür den engen Schulmeisterrock angezogen.

Jahrelang trug Reuter diesen und gab die Stunde für zwei gute Groschen, denn er war vorsichtig geworden und wollte selbst nach dem großen Erfolge seiner Läuschen

---

*) s. den jetzt von Gädertz (Reutertage III, S. 72—5) mitgeteilten Brief, den R. in seiner Naturalisationsangelegenheit an seinen Pastor-Oheim in Jabel geschrieben hat.

un Rimels (1853/4) nicht wieder alles aufs Spiel setzen. Wie recht er daran that, bewies gleich die Thatsache, daß die 1854 veröffentlichten hochdeutschen und plattdeutschen Polterabendgedichte nicht durchschlugen, — sie erlebten erst 1863 unter dem Titel Julklapp eine zweite (vermehrte) Auflage. Reuter wandte sich zwar bald einer neuen plattdeutschen Schöpfung zu, der Reis' nach Belligen, die er schon 1845 hochdeutsch begonnen haben soll; allein in demselben Jahr eröffnete er auch noch ein anderes Unternehmen journalistischer Art, indem er seit dem 1. April 1855 von Treptow aus das in Neubrandenburg bei C. Lingnau erscheinende Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Vorpommern herausgab.

Dies wurde recht eigentlich seine Schriftstellerschule und nimmt deshalb in Fritz Reuters litterarischer Entwicklung einen hervorragenden Platz ein. Bei seiner nicht allzugroßen Auflage (etwa 300—400 Exemplare) und seiner ziemlich geringen Bewertung durch Orts- und Zeitgenossen ist es jetzt eine große buchhändlerische Seltenheit geworden*). Es muß darum verdienstvoll genannt werden, dass Dr. A. Römer diese Reuterzeitung durch seine Veröffentlichungen wieder weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Bedauern kann man nur, daß dies nicht einheitlich geschehen ist, sondern daß Römers Unterhaltungsblatt (Berlin, Mayer und Müller, 1897) außer einer einleitenden Studie nur die Geschichten und Anekdoten enthält**). Anderes von noch größerer Bedeutung hat Römer schon in seinem Werk: Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen (Berlin, Mayer und Müller 1896) verwertet, so daß jeder, der das Unterhaltungsblatt von

---

*) Nur fünf Exemplare sind im ganzen noch vorhanden; s. Gädertz, Reutertage I, 3. Auflage (1899), S. 56 Anm.

**) Mit diesen Geschichten und Humoresken ist A. Römer 1896 vor Herausgabe seiner Bücher bei verschiedenen Zeitungen hausieren gegangen und hat sich beispielsweise für zwei Heiratsgeschichten Fritz Reuters (Dat is nich de rechte Brut und Ein Brief Samuel Warschauers u. s. w.) von der deutschen Warte 6 Mark zahlen lassen. Dies und die fast noch wunderbarere Hinzufügung des Nachdruckverbots hat mit Fug und Recht Gädertz' Unwillen erregt (s. sein Eingesandt in der Unterhaltungsbeilage vom 9. September 1896.) Noch viel schlimmer aber ist es, dass Römer aus Anlass von Reuters fünfundzwanzigjährigem Todestage an verschiedene Zeitungen einen Artikel versandt hat, der sich bald als Friedrich Friedrichs Nachruf in der Gartenlaube (1874; Der Heimgang Fritz Reuters) entpuppte.

1855 ganz kennen lernen will, sich in den Besitz auch dieses Buches setzen muß. Aber selbst dort ist, wie schon oben gerügt wurde, gerade das wesentlichste, der Vorläufer der Festungstid (Eine heitere Episode aus trauriger Zeit) recht verkürzt wiedergegeben, und ebenso sind im 8. Kapitel die drei prächtigen Briefe, die den Dichter in seiner Thätigkeit als Ückermünder Wahlmann schildern*) nur im Auszuge mitgeteilt worden. Es wird ja zugegeben werden müssen, daß diese hochdeutschen Erzeugnisse Fritz Reuters manche Längen enthalten. Indessen haben derartige Wiederveröffentlichungen doch nur dann einen wirklichen und bleibenden Wert, wenn sie vollständig sind, so daß sich der Leser unabhängig von dem Urteil des Herausgebers, das in einer besonderen Studie niedergelegt sein mag, eine eigene Meinung bilden kann**).

Dies gilt natürlich nicht von der biographischen Skizze: Meine Vaterstadt Stavenhagen, die Fritz Reuter selbst in seinem Schurr-Murr wieder herausgab und die deshalb nun auch in seinen gesammelten Werken steht. Auch die Memoiren eines alten Fliegenschimmels konnten fortbleiben, da sie Wilbrandt in die nachgelassenen Schriften aufgenommen hat.

Unangenehm empfinden wir dann aber Römers kürzenden Rotstift wieder in dem eigentlichen Unterhaltungsblatt, wenn er die hübsche Schilderung des fünfundzwanzigjährigen Bürgermeisterjubiläums Brückners (Der 6. November des Jahres zu Neubrandenburg) auf kaum 11 Seiten in seiner voraufgeschickten Studie (S. 17—27) zusammendrängt. Dagegen wird man damit einverstanden sein, daß die wunderlichen ‚Aphorismen aus der grauen Mappe meines Ältervaters‘, die in einem altertümelnden Stil altertümliche Lebensweisheit zur Schau

---

*) Sie hatten im Unterhaltungsblatt die Überschrift: An meinen Freund R., womit der ehemalige Rektor in Boitzenburg und spätere Redakteur in Koburg, Ludwig Reinhard, gemeint ist. Als die Briefe dann auch unter dem wortspielerischen Titel: ‚Wie der Graf Schwerin in die Kammer kam‘ als kleine Broschüre erschienen, that man dieser, wie Reuter selber schreibt, die Ehre an, sie in Ückermünde mit beschlag zu belegen.

**) Derselbe Vorwurf kann auch Gädertz nicht erspart bleiben, der in seinen Fritz-Reuter-Reliquieen die noch wertvollere Urgestalt von ‚Ut mine Stromtid‘ fast nur ihrem Inhalt nach veröffentlicht hat.

tragen, nur in einzelnen Proben wiedergegeben sind (S. 40—43 der Einleitung); denn sie stammen wohl zum allergrößten Teil nicht von Fritz Reuter, sondern von Johann Agricola und Chrysostomus her.

Ungleich wichtiger ist es, daß am 20. Mai 1855, in No. 8 des Unterhaltungsblattes, Reuters größter und weltberühmter Charakter : Bräsig zum ersten Mal erscheint und zwar als angeblicher Mitarbeiter. Er ist immeritierter Inspektor, wohnhaft zu Haunerwiem bei Klashahnenurt. Die höchst interessante litterarische Entwicklung dieser ganz hervorragenden Figur kann man aus den einfachen und noch wenig behauenen Briefen, die schon von Wilbrandt im Nachlass vollständig veröffentlicht worden sind, über die zwar schon reiferen, aber noch immer etwas bauerngroben ‚Abendteuer des Entspektors Bräsigs' (in Schurr-Murr) hin bis zu der köstlichen, echt humoristischen Gestalt der Stromtid ausgezeichnet erfolgen.

An wirklichen Mitarbeitern war Fritz Reuter nicht gerade reich. Immerhin hat sich sein Unterhaltungsblatt das bleibende Verdienst erworben, daß es in Alwine Wuthenow, der Gattin von Reuters früherem Leidensgefährten auf dem Silberberg, seine Leser mit einer echt plattdeutschen Dichterin bekannt machte. Vom Juni ab brachte es ein Dreivierteljahr lang eine nicht unbeträchtliche Anzahl von ihren schönen Gedichten, die Reuter dann später gesammelt und 1857 unter dem Titel: En poar Blomen ut Anmariek Schulten ehren Goahrn von A. W. bei Kunicke in Greifswald herausgegeben hat*). Auch sonst war der Redakteur nicht so jeder Unterstützung bar, wie man nach seiner spätern Klage eigentlich annehmen sollte**). Das beweist der von Römer leider auch wieder

---

*) Das zweite Bändchen erschien 1861 als Nige Blomen u. s. w., vgl. den guten und recht ausführlichen Aufsatz von Gädertz in seinen Reuterstudien. Neuerdings ist die noch in Greifswald lebende Dichterin wieder mit einem Bande plattdeutscher Gedichte hervorgetreten, der in den Grenzboten 1898 (57), No. 49 unter Mitteilung ausführlicher biographischer Nachrichten von Edmund Lange gewürdigt worden ist.

**) Ich sehe hier davon ganz ab, dass Reuter besonders im zweiten Halbjahr recht bedeutende Anleihen bei andern Zeitungen und Zeitschriften machte, z. B. auch bei den Grenzboten, denen er manche von Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit entnahm; s. Römers, Unterhaltungsblatt, Einleitung S. 52.

nicht vollständig mitgeteilte Briefkasten mit seinen persönlichen Bemerkungen und Antworten. In diesem kommt nun unter anderem eine Notiz an Freund W.-Rostock vor, der ermahnt wird, keine alte Geschichte aufzurühren, sondern neues zu bringen, wie er angefangen habe. Der Herausgeber des Unterhaltungsblattes hätte hier wohl anmerkungsweise die sehr wahrscheinliche Vermutung aussprechen dürfen, daß unter diesem W. der bekannte Rostocker Advokat Wiggers zu verstehen sei, der sich über seine vielmonatliche Untersuchungshaft in einem größeren Buch schwer beklagt hat und mit dem Fritz Reuter auch noch später in Eisenach sehr freundschaftschaftliche Beziehungen unterhielt. Wenn man nachforscht, welche Beiträge Wiggers für Reuters Blatt geliefert haben könne, ergiebt sich unschwer, daß die mit einem Quadrat unterzeichneten Geschichten von ihm herrühren dürften. Die erste (Bescheidene Anfrage an das rechtsgelehrte Publikum, S. 89—94) ist in der Hauptsache eine hübsche Advokatenanekdote aus dem Leben, wie sie in der alten Advokatenstadt Rostock einem gierigen Amts- und Gesinnungsgenossen des Brinckmanschen Hofrats Brümmer begegnet sein mag. Ganz deutlich weist auf Rostock (Rost-Ocker!) der kleine tragikomische Spaß, wie man von der Polizei zur Fortsetzung der Reise Geld erhalten kann (S. 141 f.).

Zwei andere Geschichten lassen mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit auf die Urheberschaft von Reuters bedeutendem Nebenbuhler, John Brinckman, raten, der seit 1849 an der Güstrower Realschule eine kümmerliche Anstellung als Lehrer der neueren Sprachen gefunden hatte! Ich meine namentlich das drollige Läuschen: So ward einer belurt! (S. 98—111) und im Anschluß daran das unbedeutendere, meist hochdeutsch erzählte Geschichtchen: Eine geistreiche Unterhaltung (S. 68—70), weil S. 101 und 111 auf seinen Inhalt und seine Pointe deutlich angespielt wird und außerdem auch zum teil dieselben Personen in beiden auftreten. Gezeichnet ist nur der größere plattdeutsche Schwank und zwar mit dem freimaurerhaften △. Er erzählt von dem Kaufmann Warschauer, der mit drei guten Bekannten ausfährt, um einen höchst unsichern Schuldner zu überfallen. Allein sie treffen diesen nicht zuhause, und ebensowenig gelingt es

ihnen, seine wohlhabende Mutter durch Aufführung einer ziemlich gewagten Gerichtskomödie zur Zahlung der dreißig Thaler zu bewegen. Sie müssen nun zurück und fallen schließlich recht ausgehungert in den Krug von Groß-Satanshagen ein, wo sie mit der stattlichen Zeche von 19*) Thalern ihre Reise zwar lustig, aber doch recht negativ abschließen. Daß sich dies Stückchen in Güstrow zugetragen hat, läßt unwillkürlich gleich an John Brinckman denken, der ja auch den Schauplatz seiner Erzählung: Höger up dorthin gelegt hat und überhaupt selten einmal den Ort verschleiert. Ist es doch an und für sich schon wahrscheinlich, daß Brinckman das für ihn sehr anziehende Unternehmen Reuters mit eigenen Beiträgen unterstützt haben wird. Dazu kommt als ein weiteres Beweismittel der Ton der ganzen Geschichte und eine Reihe von Wendungen, die durchaus Brinckmanisch klingen, z. B. wenn von einem Holsteinschen Apenwagen die Rede ist oder die Teilnehmer an der Fahrt sich jedwerein (jeder) sinen gläugnigen Kattenstart (glühenden Katzenschwanz = Cigarre) in't Gesicht stecken. Ganz besonders erinnert aber die in dem Läuschen vorkommende Münzsorte mit ihren Witten (Dreiern), Papphähnen ($2^1/_2$ Sgr.) und Prükenköppen (brandenburgischen Gulden) an Brinckman (vgl. namentlich den Generalreeder). Auch die Affisen (so ist S. 101 für das zweimal von Römer gedruckte Assisen zu lesen) = dänisch Avis, Zeitung ist ein echt Brinckmanscher Ausdruck, der dem bekannten Reuterschen Tiding charakteristisch gegenübersteht. Im Römerschen Briefkasten findet sich allerdings nichts, was auf Brinckmans Mitarbeiterschaft am Unterhaltungsblatt schließen lassen könnte; vielleicht steht aber etwas in den von Römer als unwesentlich fortgelassenen Bemerkungen.

Sonst ist über Reuters Mitarbeiter wenig zu sagen. Sollte zu ihrer Schar aber nicht auch der geistreiche und dem Redakteur kongeniale Ludwig Reinhard gehört haben? Jedenfalls teilt Reuter einem Herrn R., den er duzt, in seinem Briefkasten mit, seine Geschichte sei sehr gut, nur müßten in ihr die Namen geändert werden. Ohnehin wird in den von Römer nachgedruckten Ge-

---

*) Römer übersetzt das plattdeutsche negenteihn in einer Anmerkung irrtümlich mit neunzig.

schichten und Anekdoten selbst da, wo ein besonderes Kennzeichen fehlt, manch fremder Beitrag stecken, den der Redakteur nur durch eine Überarbeitung zu seinem halben Eigentum machte. Nahm Reuter doch auch sonst, namentlich zu seinen Läuschen un Rimels, ohne viele Gewissensbisse den Stoff, wo er ihn gerade fand, in dem richtigen Gefühl, daß solche Geschichten — vorzüglich in Niederdeutschland — eine Art von Nationaleigentum seien. So hat er beispielsweise den von einem Greifswalder berichteten Spaß: Dat Husmiddel (S. 49 der Einleitung) in seinen Swarten Pocken nebenbei verwertet. Andere Kleinigkeiten, die später zum Teil ebenfalls im zweiten Bande der Läuschen un Rimels dichterisch wieder aufleben sollten, finden sich als Prosascherze mitgeteilt; so die Stralsunder Rekrutenanekdote (S. 156—7), die später zu dem großen Läuschen: Wat ut en Scheper warden kann — erweitert wurde, und ein Erlebnis aus dem November des Jahres 1836, wo ein fürchterlicher Orkan auch in Vorpommern großen Schaden anrichtete (S. 145 ff). Das entsprechende Läuschen: Ümstänn verännern de Sak ist ziemlich unbedeutend und stumpft die in Prosa schon nicht übermäßig geistreiche Pointe durch den Reim noch mehr ab. Immerhin hat das Geschichtchen, wie alles bei Reuter, echte Lokalfarbe. Das mag folgende Ergänzungen rechtfertigen. Das große Heyden-Lindensche Gut Stretense (auch Strettense, aber nicht Stredense, wie Reuter schreibt) hatte damals in der That ein Herr Heldberg in Pacht, der auch selbst jenen Vorfall erlebt und dem Dichter erzählt hat. Als dann einige Jahre später der Mecklenburger L. Heydemann an dessen Stelle trat, übertrug Reuter schließlich auf ihn als den gegenwärtigen Pächter, der ihm ebenfalls persönlich bekannt war, die kleine Geschichte; sehr gegen den Willen seines engeren Landsmannes, der das ganze Lägen schalt und die Hineinziehung seiner Person keineswegs als Ehrung empfand. Diese Auffassung meines Stiefgroßvaters von dem Begriff Indiskretion ist für den ganzen niederdeutschen Volksstamm nicht ohne charakteristische Merkmale; sie soll indessen nicht unbedingt gutgeheißen werden, zumal das Kapital der Indiskretionen bei Reuter bekanntlich viel schlimmere Fälle hat. — Andere Kleinigkeiten des Unterhaltungsblattes sind später nebenbe

verwertet worden, so die komische französische Unterhaltung der beiden Knechte (S. 155—6) im ersten Kapitel der Franzosentid, wie Römer richtig anmerkt. Daß auch die S. 144 erzählte jüdische Anekdote in den Abenteuern des Inspektors Bräsig wiederkehrt, ist ihm entgangen.

Schließlich griff der Redakteur noch auf seine Jenenser Studentenzeit zurück, indem er die zum teil berühmten Kathederscherze des Professors Galetti, die ihm vom Burgkeller her noch geläufig waren, seinen Lesern in schier endloser Zahl auftischte (eine Auswahl bei Römer S. 60 ff). Bemerkenswert erscheint es, daß sich die hernach plattdeutsch verarbeitete Anekdote: Wat bi 'ne Äwerraschung rute kamen kann in Jena zugetragen haben soll (s. S. 41 der Einleitung) und daß das Läuschen: Wer is kläuker? eigentlich ein thüringischer Stoff ist (S. 143). Mit vielem Geschick handhabt Reuter bei der Nacherzählung dieses derben Scherzes hier und zwei Seiten später die mitteldeutsche Mundart, ein Beweis dafür, wie alles Dialektische auch nach Jahren noch in seinem scharfen Ohre wiederklang. Neben seinem geliebtem Jena kommt dann auch das Handlungshaus von Müller und Weichsel in Magdeburg, dem er wegen des guten Herrn Kämpf dauernd ein sehr freundliches Andenken bewahrte, einmal in einem Witz vor (S. 125). Aus ähnlichen Gründen trägt sich eine wirklich aus dem Leben gegriffene Heiratsgeschichte in Jabel zu (S. 43 ff).

Daß Fritz Reuter mit seinem Blick für menschliche Schwächen in dem kleinbürgerlichen Treptow selber auch manches bedenkliche wahrnehmen mußte, liegt eigentlich auf der Hand, und da er kein Mann der Rücksichten war, so zog er, obgleich selbst Stadtverordneter, besonders gegen kommunale Dinge wiederholt zu felde. Die „kleine, mit Kot überschwemmte“ Stadt verwandelt sich dann in ein shakespearesches Klashahnenurt mit den Ratsherrn Bullenkalb und Schwächlich, dem Sekretär Sitzfleisch, den Bürgern Dämlow, Fummel, Schönbart u. s. w. Viel Gegenliebe wir ihm sein satirischer Humor allerdings kaum eingetragen haben, und die „dämliche Unterhaltungsgeschicht“ (S. 74) dürfte bei den Meistbetroffenen ziemlich sprichwörtlich geworden sein. Jndes sind gerade diese kleinen Scenen oft von packender Abderitencharakteristik und typisch für alle Selbstverwaltungsthorheiten.

Daneben erschien eine große Anzahl von gereimten Läuschen, die später den Grundstock des zweiten Bandes bildeten. Auch übte Reuter die jüdische Sprechweise in verschiedenen kleinen Arbeiten, vornehmlich in dem trefflich geschriebenen Brief von Samuel Warschauer an Rebekka Goldstein (S. 113 (f.), was ihm Jahre nachher in seiner Stromtid bei Moses und David sehr zu gute kam. Der Stil ist freilich nicht bloß hier, sondern in den meisten andern, reinhochdeutschen Sachen öfters etwas zu gewunden und breit, auch ist der Witz häufig zu scharf und fast kleinlich zugespitzt: alles Kennzeichen des humoristischen Anfängers, den der hochdeutsche Stiefel ohnehin vielfach drückte. Hier und da erinnert Reuters Weise an Jean Paul, der aber in seiner Breite altväterischer und in seinen Pointen oft noch gemachter ist; auch geht dem mitteldeutschen Humoristen die tiefe, urgesunde Behaglichkeit Fritz Reuters im allgemeinen ab. —

So sehen wir denn im Unterhaltungsblatt überall Keime und Ansätze zu guten Früchten und können deshalb die Bedeutung dieser kleinen Zeitung — wenn man will: als eines Übungsbuches — für Reuters schriftstellerische Entwicklung nicht genug schätzen. Sehr beachtenswert ist es namentlich, dass die hochdeutschen Skizzen von seiner Vaterstadt Stavenhagen und der Festungszeit in Graudenz bald zu Fritz Reuter plattdeutschen Meistererzählungen: Ut de Franzosentid und Ut mine Festungstid ausreifen sollten, ganz ähnlich wie unmittelbar darauf das meist hochdeutsche „Manuskript eines Romans“ sich in die plattdeutsche Stromtid verwandelte. Das war damals schon seit Jahren vollendet und ist wohl bloß wegen seiner innern Unfertigkeit oder wegen seines zu bedeutenden Umfangs, also mehr aus zufälligen Gründen, nicht im Unterhaltungsblatt abgedruckt worden. Sonst würden wir den ganzen hochdeutsch schreibenden Reuter in den Vorarbeiten zu seinen größten Werken im Unterhaltungsblatt beisammen haben. Daß aber Fritz Reuter damals alles größere noch hochdeutsch schrieb, ist sehr wichtig und beweist, daß nur Klaus Groths Quickborn ihn zum Dichten und zur Herausgabe seiner plattdentschen Läuschen un Rimels ermutigt hatte. Erst nach vielen kleinen Vorübungen in der niederdeutschen Prosa und nach mehreren größeren

Versuchen, vorher und nachher, hochdeutsch und niederdeutsch — Versuchen, die seine Komposionsbegabung stählten —, trat um die Wende der fünfziger Jahre der ganz fertige Fritz Reuter auf dem Plan, ein fast fünfzigjähriger Mann, aber unser größter Dichter in der plattdeutschen Erzählung.

